Kreyssig, Fr.
Ueber die französische Geistesbewegung im 19 Jahrhundert.

# Ueber die französische Geistesbewegung im neunzehnten Jahrhundert.

Drei Vorträge

von

**Fr. Kreyßig.**

Berlin.
Fr. Nicolaische Verlagsbuchhandlung.
(A. Effert & L. Lindtner.)
1873.

Ueber

# die französische Geistesbewegung

im

## neunzehnten Jahrhundert.

von

**Fr. Kreyßig.**

Ueber



# die französische Geistesbewegung
im
# neunzehnten Jahrhundert.

Drei Vorträge

von
**Fr. Kreyßig.**

**Berlin.**
Fr. Nicolaische Verlagsbuchhandlung.
(A. Effert & L. Lindtner.)
1873.

## Vorbemerkung.

Nicht lange nach dem Abschluß des Friedens nahm der Verfasser dieser Skizzen Gelegenheit, öffentlich (in Darmstadt und im Frankfurter Museum) über gewisse Grundzüge der französischen Nationalität sich auszusprechen, deren gerechte Würdigung ihm für die fernere Gestaltung unserer Wechselbeziehungen ebenso nothwendig, als durch die Aufregung der Kriegszeit in weiten Kreisen getrübt erschien. Die bekannten Lichtseiten des gallischen Wesens, scharf abstrahirender Menschenverstand, schlagfertige Energie, feines Gefühl für gute Form und heitere Gutmüthigkeit wurden dabei neidlos anerkannt und in gewissen durchgehenden Familienzügen der Vertreter des sogenannten Genre Gaulois zu concreter Anschauung gebracht; für den traurigen Gegensatz aber, in welchen die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit zu diesem heitern Bilde sich stellten, wurde in erster Linie ein gewisser Heerden-

instinct des geselligsten aller Völker verantwortlich gemacht, der aufdringlichen, gut organisirten Einwirkungen gegenüber zu oft bis zur Wehrlosigkeit geht. Als den fremden Einfluß endlich, welcher diese nationale Schwäche in alter und neuer Zeit verhängnißvoll ausgebeutet hat, glauben wir unbedenklich den allgemeinen Ur- und Erbfeind sittlicher Freiheit, das römisch-hierarchische System bezeichnen zu sollen, in dessen Hand das feurige, phantasiereiche, bestimmbare Celtenvolk von den Tagen Julius Cäsars an bis auf Eugénie und Dupanloup ein nur zu gefügiges Werkzeug war. Man hat diese, zum Theil durch freundliche Jugenderinnerungen mit einer gewissen Wärme angewehten Bemerkungen mißverstehen wollen in einem Theile der Presse, der von dem Style der Siegesberichte und der kriegerischen Leitartikel noch nicht loskommen konnte. Eine persönliche Vertheidigung gegen so seltsame Mißverständnisse widerrieth dem Verfasser seine durch theure Erfahrungen gewonnene Kenntniß menschlicher Dinge; wohl aber trat ihm der Wunsch nahe, dem dort nur hingeworfenen Gedanken in näherm Eingehen auf die zeitgenössischen Verhältnisse einige Ausführung zu geben: und so sind diese Vorträge entstanden, die ihren Zweck, so weit das gesprochene Wort reichte, denn auch nicht verfehlt haben. Werden sie auch in weitern Kreisen auf Gleichgesinnte treffen, zum Nachdenken anregen, die Verständigung fördern? Wir wagen, es zu hoffen.

Noch ist die Hochfluth der Krieges-, Sieges- und Revanche-Literatur im Steigen. Die Feldherren rechnen sich ihre Thaten und ihre Fehler vor, die Diplomaten werfen sich „Enthüllungen" an die Köpfe, Triumphgefühl und Rachegelüst thun sich keinen Zwang an. Aber daneben kommt auch, zumal auf deutscher Seite, die objective Betrachtung, die ruhige, lediglich nach Wahrheit strebende Auffassung der Dinge allmählich wieder zu Worte. Mit wahrhaft erfreulichem Beispiele gehen in dieser Richtung, von dem schönen Vorrecht des Siegers Gebrauch machend, die Führer unserer Heere voran, und auch die literarische Debatte scheint sich nachgerade im Gebrauch der großen Schlagwörter einige Mäßigung auflegen zu wollen. Man begegnet in angesehenen deutschen Zeitschriften nicht leicht mehr Wendungen wie „angenommen, daß ein Franzose eines Gedankens fähig wäre;" und Angesichts der abschlägigen Antworten, welche deutsche Schauspielverwaltungen sich von den Koryphäen der „Demi-Monde-Literatur" holen, Angesichts gewisser socialer Erscheinungen unserer neuesten, großstädtischen Entwickelung werden die Betrachtungen über „die sittliche Versunkenheit und Verfaultheit des französischen Volks" etwas vorsichtiger, und das Gefühl der westeuropäischen Solidarität kehrt allmählich zurück. So mögen denn auch die nachfolgenden Erinnerungen und Erwägungen den Versuch machen, in den weiteren Kreisen denkender, deutscher

Leser durch nützliche Fingerzeige dem Verständniß zeitgenössischer französischer Dinge zu Hülfe zu kommen. Unser Sieg war ein Sieg des Wissens über die Unkenntniß, der gesammelten, bescheidenen Vorsicht über leidenschaftliche Anmaßung. Es wird auch künftig zu den ächt vaterländischen Aufgaben deutscher Denker gehören, Jeder an seinem Theile und in seinem Kreise über Erhaltung dieser Siegesgarantien zu wachen: und sollten sich dieselben in Zukunft vielmehr als Friedensgarantien erweisen, (was wir lebhafter wünschen als hoffen), so wäre es ja desto besser. Noch ein Wort über die gewählte Form. Daß Ausführungen über die Geistesbewegung, welche mit verhängnißvoller Consequenz von Waterloo nach Sedan führte, in dem Rahmen bloßer Literaturglossen nicht Platz finden, bedarf kaum der Bemerkung; wohl aber glaubten wir uns die Bequemlichkeit des Anknüpfens an bestimmte literarische Gestalten vielfach gestatten zu dürfen: denn enger als irgendwo sonst, England und Amerika nicht ausgenommen, haben sich in dem zeitgenössischen Frankreich Leben und Schrift berührt. Man kennt jene stolze Aufzählung seiner persönlichen, politischen und socialen Erfolge, mit welcher Châteaubriand seine Denkwürdigkeiten einleitet: Vom Kriege könne er als Soldat, vom politischen Leben als Staatsmann, von fremden Welttheilen als Reisender, von den Königen als Hofmann, vom Volk als Tribun, von der großen

Gesellschaft als deren Beherrscher und Liebling reden. Mag er prahlen; im Wesentlichen hat er doch Recht: seine dichterischen Gemälde zeigen die Natur, die er gesehen; die Ergebnisse seines Denkens bezeichneten zweimal Marksteine in der Entwickelung seines Volkes; er hatte die Gesellschaft, für die er schrieb, in wesentlichen Dingen bestimmen helfen, hatte die in ihrer Tiefe wirkenden Gewalten auch an sich lebhaft empfunden. Mehr- oder weniger läßt sich Aehnliches von allen großen literarischen Namen des heutigen Frankreich sagen: in ganz anderm Sinne, als von ihren Vorfahren. Die schriftstellerischen Wortführer des siebzehnten Jahrhunderts waren noch in der Studierstube, allenfalls auf der Kanzel oder — in der Antichambre der Erdengötter zuhause. Das achtzehnte Jahrhundert schlug seine Geistesschlachten auch noch in den Mansarden, oder in den Salons der „philosophischen" Damen. Die Abendgesellschaften von Sans-Souci und die Hofcirkel von Weimar, Tieffurt und Ettersburg machten nur beschränkte Ausnahmen. Die Fürsten wurden je zuweilen literarisch, aber mit dem politischen Einfluß der Literaten hatte es noch nicht viel auf sich. Wie hat sich das seit siebzig Jahren geändert, überall, auch bei uns, in Italien, England, Amerika, am meisten aber in dem auf diesem Gebiet wirklich „an der Spitze marschirenden" Frankreich! Wie Châteaubriand sind Guizot, Villemain,

Salvandy, Thiers durch die Feder Minister geworden; Lamartine regierte die Februarrepublik; Thiers balancirt seit dem Frieden zwischen drei monarchischen und zwei republicanischen Parteien die Geschicke des Landes; Victor Hugo hat sich als lyrischer Pair und als ekstatischer Volkstribun in die Geschichte Frankreichs eingeschrieben, Benjamin Constant, Royer Collard, Cousin haben es zu Tribunen, resp. Staatsräthen gebracht; und wenn die Dichter und Denker unter die Staatsmänner gingen, so haben die Staatsmänner und Kriegsmänner aller Art massenhaft nach einem Platz unter den Literaten getrachtet. Kaum Einer, der seit siebzig Jahren in Frankreich Etwas zu sagen hatte, hat der Welt seine Memoiren oder den sonst irgendwie künstlerisch zurecht gemachten Bericht über seine Thaten vorenthalten. Frau von Staël, Sophie Gay, George Sand wurden durch ihr Geschlecht nicht gehindert, ihr Wörtchen in den Kreisen zu sprechen, in denen man Geschichte machte oder machen wollte. Was haben wir mit unserm Göthe, von Humboldt und — von Mühler solchen Huldigungen des Staats auf dem Altar der Musen gegenüber zu stellen! Ob dabei das Leben mehr poetisch, oder die Poesie mehr politisch und prosaisch geworden ist, und was beide dabei denn gewonnen haben, das ist freilich eine andere Frage. Die Thatsache aber ist nicht zu übersehen; und wenn man außerdem erwägt, daß diese in Leben und Kunst

hervorragenden Vertreter des französischen Geistes durchweg von Schaaren beeinflußter und in ihrer Richtung wirkender Verehrer umgeben waren und sind, und daß auch die der eigentlichen Politik fern gebliebenen literarischen Großmächte, die Scribe, Dumas, Balzac ꝛc. bis auf ihre Epigonen von der Demi-Monde-Literatur des zweiten Kaiserreichs, wenigstens durch ihre Massenerfolge lehrreiche Vertreter der Neigungen und Stimmungen ihrer Landsleute wurden und werden, so darf der Schluß von den Büchern auf das Leben, wenn auch mit Vorsicht, doch immerhin eher gewagt werden, als wenn es um ein Volk von germanischen „Grillenfängern und Trotzköpfen" sich handelte, deren Jeder seine Welt für sich mehr oder weniger von vorne anfängt, und in seine Werkstatt und seine Werke auf seine eigene Hand verliebt ist. Daß wir bei alledem hier nur große Linien und Perspectiven ziehen können, und der Specialbeobachtung die „bestätigende" Ausnahme von der Regel bereitwilligst zugestehen, darf kaum gesagt werden. Es ist lehrreich und erfreulich, das Einzelleben unter das Mikroskop zu nehmen. Aber auch der orientirende, ordnende Ueberblick über die Massen hat sein Recht und seine Bedeutung.

Der Verfasser.

Frankfurt a. M. im März 1873.

## Erster Vortrag.

# Die Restauration.

Wer eine Meerfahrt beschreibt, muß vom Wetter reden; und wer über das heutige Frankreich seine Meinung sagt, wird einige mehr oder weniger triviale Bemerkungen über „die Revolution“ nicht vermeiden können. Diese „Revolution“ ist eben die Mutter der französischen Gesellschaft, ihre schaffende und ihre zerstörende Kraft, ihre Herrscherin, ihr Talisman. Man spricht in Frankreich von ihr wie von einer Religion, wenn nicht wie von einer Gottheit. Man hat die Wahl, sie zu lieben oder zu hassen: aber ignoriren läßt sie sich nicht. Den Einen ist sie die neueste Offenbarung des göttlichen Gedankens, die Formation der „Idee“, Andern die Verkörperung des bösen Princips. Aber auch diese Letzteren sind durch und durch ihre Kinder und können die Mutter wohl schlagen und schelten, aber nimmer verleugnen. Und zwar hat das seinen sehr natürlichen,

handgreiflichen Grund. Denn was man im engern Sinne die französische Revolution nennt, jene gewaltsame Vernichtung der bourbonischen Monarchie: es war Nichts als die Schlußconsequenz einer Bewegung, von der die ganze französische Geschichte, zum Mindesten seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, beherrscht war, welche die ganze Gesellschaft mit der Gewalt einer Naturkraft in ihre Bahnen riß, deren Hauch die geistige Atmosphäre erfüllt, in welcher jeder Franzose seit Jahrhunderten zu athmen gezwungen war. Der Inhalt dieser Bewegung aber läßt sich kurz und bündig bezeichnen, als der siegreiche Kampf der abstracten Staatsraison gegen die Rechtsbildungen des individuellen, geschichtlich gewordenen Lebens. In dem „staatsklugen," aber rechts- und freiheitsmörderischen Bunde der letzten Valois mit den Päpsten von Avignon, ihren Creaturen, liegen die Keime der Revolution. Sie wuchs heran unter der harten Zucht Ludwigs XI.; die großen, staatsmännischen Cardinäle des siebzehnten Jahrhunderts gaben ihr, nach Niederwerfung der Reformation, die entscheidende Richtung; in den Prachtsälen von Versailles und in den Boudoirs von Trianon feierte sie ihre Orgien; und was nachher in den Salons der „philosophischen" Schöngeister sich entwickelte und auf der Richtstätte des Concordienplatzes sich vollzog, bis hinab auf die Siege des Kaiserreichs, die Barrikadenschlachten des Juli 1830 und des Februar 1848 und

auf die blutigen Tollheiten der Communards von 1871: Alles das ist nur die Kehrseite des nämlichen Bildes, die nach dem Gesetz der Polarität, der Extreme, umgestaltete Erscheinung ganz derselben geschichtlichen Grundkraft. Und was deren Quelle angeht, so ist sie nicht hinter den Pallisaden und Zugbrücken von Plessis les Tours zu suchen, auch nicht in Richelieu's Cabinet noch in des Baron Holbach Salons, sondern im Centrum der mittelalterlichen, gläubigen Welt; sie sprudelt am Fuße des bekannten „ewigen Felsens."

Wohl hat Rom die Revolutionäre gelegentlich verdammt, und es ist ihm von ihnen das Gleiche begegnet. Aber wo sind denn je zwei Revolutionäre mit einander anders verfahren? Es will ja wenig verschlagen, ob der absolute, widergeschichtliche Gedanke im Namen Gottes ex cathedra niederflammt, oder ob die Majorität einer erhitzten Versammlung ihn im Namen der Menschenrechte an die Guillotine heftet.

Die Nichtachtung des werdenden, wachsenden, fortschreitenden Lebens, der Mangel an Respect vor der freien Ueberzeugung und dem freien Vertrage, die Usurpation des Absoluten im ewigen Fluß der Erscheinungen: darauf kommt es an, nicht auf den zufälligen Inhalt der Formel. Die unfehlbare demokratische Republik und die unfehlbare Kirche sind eine der andern vollkommen werth, haben eine die andere oft und trefflich verstanden und kennen beide nur die eine, un-

versöhnliche Feindin, nämlich die sittliche, aus dem lebendigen Gedanken geborene Freiheit.

Denn Freiheit ist Ueberzeugungstreue und Achtung vor der Ueberzeugung der Andern, Freiheit ist Vertheidigung des eignen Rechts und Respect vor dem fremden Recht. Ihre Heimath ist nicht die Phantasie, sondern das Gewissen. Ihr Kampf gegen Rom, der kurz gefaßte Gesammtinhalt der ganzen neuern Geschichte, ist nicht nur auf französischer, auch nicht nur auf romanischer Erde ausgefochten. Wir tragen Alle seine Narben. Aber die germanische Welt hat ihren Lebenstrieb aus den Umschlingungen des furchtbaren Gegners gerettet, wenn auch verstümmelt und zerzaust genug. In Frankreich sind altrömische Staatsüberlieferung, celtische Phantasie und celtischer Gesellschaftsinstinct dem Feinde auf halbem Wege entgegen gekommen, und die Nation hat sich Hals über Kopf in den Abgrund der Rechtlosigkeit, in die unfreie und gewaltsame Nützlichkeitsreligion gestürzt: man weiß und sieht, mit welchem Erfolge. Was am 4. September geschah, ist nur die Wiederholung der alten Geschichte, die auf revolutionärem Boden ewig dieselbe bleibt; nur zufällige Aeußerlichkeiten bilden den Unterschied.

Es ist auch im Wesen ganz gleich, ob jetzt die Linke über Alles abstimmen lassen will, nur nicht über ihr Dogma, die Republik, oder ob die Akademie (vor 9 Jahren) Herrn Littré die Aufnahme verweigerte,

weil er „gewisse nothwendige Wahrheiten leugne.“ Nothwendige Wahrheiten! Davon spricht eine Akademie; und wenn der Quartaner einen Dreieckswinkel halbiren und die Linie nach der Mitte der gegenüberliegenden Seite verlängern will, so lachen die Kameraden ihn aus. Es ist anzuerkennen, daß den Franzosen, d. h. ihren guten Köpfen, dieser gewaltsame, abstracte, römische, revolutionäre Zug ihrer Denkweise und damit ihr tief einschneidender Gegensatz gegen die germanische Art vollkommen klar ist. „Die Deutschen“ meinte Giraud neulich in der Revue des deux Mondes, sind ein historisches Volk. Sie halten ihre Erinnerungen und ihre Meinungen fest. Sie studiren das Fremde, folgen aber dem eigenen Denken. Sie denken mit Liebe an ihren alten heidnischen Naturalismus zurück, und wenn sie noch einmal eine religiöse Revolution machen, so werde das in dieser Richtung geschehen. In Frankreich gebe es für Niemanden eine Vergangenheit. Das sei die gegenwärtige Gefahr der französischen Gesellschaft.“

Was nun die große Revolution und ihr Erbe unter dem Einfluß dieser Sterne mit Frankreich gemacht hatten, das mag uns der Mann von Boulogne und Sedan, der Alte von Chislehurst, selbst sagen: Einer Masse von zusammenhangslosen Sandkörnern, nur durch den Wind der Leidenschaften bewegt, vergleicht er in der Idée Napoléonienne die Unterthanen

des großen Kaisers. Die abstracte Freiheits- und Rechtsidee Rousseau's und — Robespierre's hatte für den Augenblick ausgerast. Es war nur der Selbsterhaltungstrieb, das Geichheitsbewußtsein und der nationale Gesammtinstinct der Zusammengehörigkeit übrig geblieben. Der Mittelstand, stark durch Kenntnisse und Besitz, war thatsächlich obenan, aber seine Elemente erneuerten sich täglich durch aufsteigende Atome aus den niedern Schichten. Der Bauer folgte willig dem gewaltigen Manne, welcher seinen Grundbesitz, sein Heiligthum schützte. Die Gesellschaft hatte keine andere Form, kein anderes Organ als die Hierarchie der Beamten, die „Hierarchie des Verdienstes," jedem Talente zugänglich, allmächtig nach unten, streng abhängig nach oben, eine unwiderstehliche Waffe in der Hand des Herrschers, oder, um den Kaiser in seinen Lieblingsausdrücken reden zu lassen: „eine ungeheure Pyramide, auf breitester demokratischer Grundlage unerschütterlich ruhend, und das Haupt über den Wolken von der Sonne des Genius umleuchtet." Die Staatsraison war das Recht dieser Gesellschaft, die Anbetung des Kaisers und des Nationalruhms ihr Glaube, Ehrgeiz und Gewinnsucht ihre Liebe. Die Wissenschaft erzog Offiziere, Beamte, Techniker, Gelehrte, die Musik sorgte für Fanfaren und Triumphmärsche, die Malerei schuf akademische Bilder, die Poesie reimte das Mögliche und das Unmögliche.

Spontini's Cortez und Vestalin, David's Napoleon auf dem St. Bernard, Arnauld's, Raynouard's, Jouy's frostige Tragödien und die Sündfluth der beschreibenden Gedichte charakterisiren die geistigen „Staatszimmer" dieser Gesellschaft; in der Familienstube machten sich Picard, Colin d'Harleville, Duval, Etienne über Spießbürger und Alltagsnarren lustig, und aus dem Keller tönte Désaugiers' und auch schon Bérangers herzliches Lachen hervor. Es war die Literaturepoche, da man nicht nur die Gärten, das Landleben, die Astronomie und sonstige Wissenschaften, sondern auch den Kaffee und den Thee, Pferde, Kameele, Hunde, Katzen, Schachbretter, Billards, Trictrac-Spiele besang, von Sonnenauf- und Untergängen, gar nicht zu reden. Die Lebenskeime eines neuen Bildungstriebes (und sie waren reichlich vorhanden) harrten im Verborgenen ihrem Tage entgegen, wenn die kaiserliche Windsbraut sie nicht gar über die Grenzen fegte.

Chateaubriand schuf in der Stille seines Val de Loup seine Heiligen, Märtyrer, und fränkischen Krieger, an denen sich später die Phantasie der romantischen Jugend erhitzen, und das historische Genie des jungen Augustin Thierry entzünden sollte. Courier machte in vertrauten Briefen seine köstlichen Witze über die Helden des großen kaiserlichen Spektakelstücks. Frau von Staël trug ihre Freiheits- und Kunstideale in den moskowitischen und schwedischen Norden, bis

das gastliche England sie aufnahm. Die „große Nation" war „groß", berühmt, wohlhabend. Sie hatte glänzende Heere, Triumphzüge, eroberte Provinzen, Proconsuln, Rübenzuckerfabriken, Gleichheit vor dem Gesetz, resp. dem Reglement, und viel gute Polizei. Was brauchte sie mehr?

Da kam der Umschlag. Nicht vom Innern heraus, sondern, genau wie 1870, durch das siegreiche Ausland stürzte der Bonapartismus zusammen. Es kam der Tag des Aufathmens für die Geknechteten, der Hoffnung für die zersprengten, entmuthigten Freiheitsfreunde. Aber auch die anderen Elemente des großen, über den Kaiser triumphirenden Bundes fühlten sich von schwerem Zwange gelöst, glaubten die Zeit der Ernte gekommen, und speziell für Frankreich fehlte zunächst viel daran, daß die Bessern auch die Klügern und Stärkeren waren. Wohl hüllte die Eitelkeit Alexanders, und das in allen leitenden Kreisen, vielleicht das Hauptquartier der schlesischen Armee ausgenommen, noch ungebrochene Prestige der „großen Nation" jenen ersten Wiederherstellungsversuch von 1814 noch in einen Goldschimmer der Mäßigung, der Versöhnung, der Humanität. Wohl sprach Châteaubriand große und wahr gefühlte Worte über den entsetzlichen Geistesdruck, die Kälte, die Selbstsucht des kaiserlichen Systems, (de Bonaparte et des Bourbons), wohl wehten die gestickten Taschentücher aus den

Hôtels der „guten Gesellschaft," als die russische Garde ihren Einzug hielt; und vollends des rückkehrenden Königs constitutionelle Leutseligkeit und die liebenswürdigen Bonmots seines ritterlichen Bruders, (il n'y a qu'un **Francais de plus en France**) fanden offene Herzen und jubelnden Beifall. Aber wie schnell erblaßte diese Frühlingssonne der Freiheit und der Versöhnung in den Stürmen und Wolken von 1815! Wer durfte noch von Mäßigung reden Angesichts des Abfalls im Heere, der Felonie der Marschälle und sonstigen Würdenträger! Wer durfte sich wundern, daß nach Waterloo der Geist der Rache und der Rechtsverachtung, die negative Revolution, hüben und drüben das Wort nahm! „Wenn es keine Royalisten gäbe, so müßte man sie machen," rief Châteaubriand (1815) in der „**Monarchie selon la charte.**" — In einem Athem entwickelt er die Grundlehren der parlamentarischen Regierung und verlangt Beherrschung der Wahlen durch die Beamten, „Ausschließungen," „Reinigungen" in allen Regierungskreisen. Nicht mehr als den Präfecten, den General, den Staatsanwalt, den Gensd'armerie-Commandeur, den Führer der National-Garde, den Bischof und den Präsidenten des königlichen Revolutionstribunals (alias Prevotal-Gerichts) nimmt er in jedem Departement für seine Parteigenossen in Anspruch. Und der war der Mildeste, der heimliche Republikaner! Ganz einschneidender als der

Poet der Reaction nehmen ihre Systematiker, ihre Gelehrten, ihre Priester das Wort. Es kamen die Ruhmestage der de Maistre, der Bonald heran. Das Evangelium der umgekehrten Wissenschaft wurde von den Dächern gepredigt. Ausgerüstet mit allen glänzendsten Waffen der revolutionären Dialektik, mit Voltaireschem Witz, blendender Declamation, einer unerschütterlichen, aristokratischen Stirn, verkündete de Maistre die mystische, dem Verstande sich entziehende Natur jeder Wahrheit, die Erbärmlichkeit und Lächerlichkeit des Experiments und des Verstandesschlusses, die Heiligkeit und Nothwendigkeit des Blutvergießens, „des Opfers," die Unfähigkeit unserer Zeit zur Gesetzgebung, die allein rettende Dreieinigkeit des Papstes, des Königs und — des Scharfrichters. In den emphatischen Schilderungen, welche de Bonald von dem Schiedsrichteramt des Papstes, von seiner Unfehlbarkeit, als dem Grundstein alles Rechtes entwarf, begrüßten die Auserwählten des Faubourg St. Germain die Rettung der Gesellschaft. In allem Ernst wurde der Plan und die Hoffnung gefaßt, (de Maistre „du Pape" 1817) durch die Versöhnung des Czaaren mit dem römischen Bischof die Kette der weltumschlingenden heiligen Allianz zu schließen. Und diesen Orgien des aristrokratischen Witzes, diesen Meisterstücken des umgekehrten Voltaire im Diplomatenfrack, kamen die Herzensergießungen der umgekehrten Rousseau's, der gläubigen Seelen von bürgerlicher Erzie-

hung und Anschauung entgegen. Weniger dichterisch als Châteaubriand, aber mit mehr rhetorischer Salbung und Kraft, nahm sein Landsmann, der bretagnische Abbé Lamennais in seinem „Versuch über die Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge" den Faden da auf, wo sein berühmter Landsmann ihn nach Veröffentlichung des „Geistes des Christenthums" hatte liegen lassen. Nicht nur gottlos, verbrennenswerth, staatsgefährlich sollten die Männer des selbstständigen Gedankens fortan erscheinen, sondern auch dumm, albern, baar aller Poesie und aller menschlichen Empfindung. Es war ein theoretischer Ausrottungskrieg der Autoritäts-Revolution gegen die Majoritäts-Revolution, zu dem das Geknatter der Executionen, das Geheul des Pöbels von Languedoc und der Provence, die Herzensergießungen und Beschlüsse der „unfindbaren" Kammer die unheimliche Begleitung bildeten. Mit den eigenen, neu geschmiedeten Waffen nicht zufrieden, öffnete man die Arsenale der Vorfahren, überschwemmte das Land mit neuen Abdrücken von Bossuet, dem priesterlichen Vorkämpfer der monarchischen Staatsumwälzung des siebzehnten Jahrhunderts. Die Kanoniere und Grenadiere mußten beten und Messe hören lernen, den Bauern und Arbeitern verbot man am Sonntag den Tanz. Vergeblich wehrte der König, wehrten die Decartes, und Richelieu dem Uebermaaß. Als das Jahr 1820 die Militairaufstände in Spanien, Neapel, Sardinien

brachte, als das gemäßigte Ministerium in dem Blute des Herzogs von Berry ausglitt, durchbrach der Fanatismus der Mehrheit die letzten Schranken. Das Gesetz über die Gotteslästerung setzte die Presse bis auf einen gewissen Punkt unter geistliche Aufsicht, die Freigebung der „kleinen Seminare", (von Mönchen geleitete Winkelgymnasien) gab die Erziehung der Priester ganz, die der Laien zu nicht geringem Theil in die Hände der Ultramontanen. Eine Windsbraut der Geistesfeindschaft durchbrauste das nach Ruhe um jeden Preis sich sehnende Europa, und, ein bemerkenswerthes und sicheres Zeichen des moralischen Wetters, die eigentliche Windfahne der öffentlichen Stimmung, die lyrische Dichterjugend, folgte einen Moment mit Begeisterung der von Rom heranwehenden Strömung. Die französische Romantik feierte ihre ersten Triumphe.

Wir möchten hier nicht mißverstanden werden, wenn wir von der „Windfahne" sprechen. Wenn Schiller den Dichter „auf der Menschheit Höhen" stellt, so hat er dabei ohne Zweifel ganz etwas Anders im Sinne, als einen einfachen Gradmesser jener wechselnden Stimmungen, die man die „öffentliche Meinung" nennt, und nur der schnöde Undank könnte das, zumal in deutschem Munde bestreiten. Wer wüßte es nicht, wie unsere Besten und Tüchtigsten mehr als einmal in den entscheidensten Augenblicken ihres Strebens vielmehr scharf angekämpft haben gegen die Gelüste der Vielen, wie

speziell Göthe und Schiller auf der Höhe ihrer Kraft die öffentliche Meinung gemacht haben, statt ihr zu folgen. Ganz dasselbe ist von Aristophanes, von Aeschylus, von Dante, von Shakespeare, dem reifen Manne, zu sagen. Mit jungen Lyrikern aber steht die Sache ganz anders. Für den Inhalt des „Almanach von Tobolsk" ist Schiller viel weniger verantwortlich, als der schwüle Frühlingsföhn der sturm- und drangvollen siebziger Jahre. Wie gründlich wir im Anfange der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts von der Reaction geschlagen waren, so weit das Alltagsbewußtsein des Volks in Frage kam, dessen sind wir erst durch den massenhaften Abfall des lyrischen Nachwuchses inne geworden: durch die Triumphe der Amaranth und durch das verschwommene Getändel der „jugendlichen" Natur- und Märchenschwärmer von Handwerk, welche an die Stelle der streitbaren politischen Lyrik traten. Und für den jähen Umschlag des französischen Bewußtseins der höhern Classen in das verkehrte Revolutionsideal, sind Victor Hugo's lyrische Erstlings-Exercitien und der blendende, alles fortreißende Triumph der Méditations vielleicht ein schlagenderes Zeichen, als die leidenschaftlichsten Beschlüsse der „unfindbaren Kammer". Man weiß wie der Dichter (jetzt der durchgefallene Deputirte) der rothen Republik, seiner Zeit, als sechszehn bis zwanzigjähriger Jüngling mit Oden über die Jungfrauen von Verdun und über den guten Heinrich IV. und mit phantastisch ausgeputzten

Legenden und Gespenstergeschichten debutirte. Und Lamartine's religiös-resignirte Naturschwärmerei vollends, mit ihrer Abwendung vom thatkräftigen Leben, ihren weihevollen Klagen über die Gefahren des Gedankens, traf den innersten, feinsten Nerv des dem umgekehrten Ideal zuschmachtenden Geschlechts. Es war der größte „Erfolg" seit dem „Geiste des Christenthums," eine massenhafte Anwerbung der schönen Seelen und der ruheseligen Gemüther für die Ergebung an die Autorität, welcher die Kraft innewohnt, das Gespenst des Gedankens zu bannen. Heilige Schauer, süße Wehmuth, resignirte Versenkung in das Unendliche gewährten die Ruhe und Erquickung, nach der alle übermüdeten Gemüther sich sehnten. Daß man den frommen Dichter, wie einst den Sänger Atala's, mit einem diplomatischen Posten belohnte, war weiter keine Selbstironie. Warum sollte ein thränenreicher Verherrlicher der unstillbaren Sehnsucht und des mystischen Glaubens nicht diplomatische Noten schreiben und Flüchtlinge überwachen, während Kaiser Alexander bei Frau von Krüdener Privatstunden nahm, und Chateaubriand sich an dem poetischen Gedanken an seinen Kreuzzug für die Inquisition, zu Ehren der Bourbons berauschte? Eteignons les lumières, et rallumons le feu! sang damals Béranger in seinem Jesuitenliede. Bei dem Lichterauslöschen war er Zeuge, und bei dem Feueranlegen haben die schwarzen Väter und ihr Anhang

es ihm und Andern nur zu leicht gemacht, soweit sie nicht allein damit fertig wurden.

Denn selbstverständlich fehlte doch viel, daß die gesammte Nation, oder auch nur eine annähernde Mehrheit, die Bewegung mitgemacht hätten. Der Umschlag hatte einen sehr großen Theil der hohen Gesellschaft ergriffen und eine Zeit lang waren ihm hie und da auch die fanatisirten und aller Schulbildung baaren Volksmassen nicht fremd. Die große Mehrzahl des Landvolkes aber hatte, (und hat noch heute) ganz andere Interessen im Sinne. Das sollte man bei Beurtheilung französischer Zustände doch niemals vergessen. Sie war „ivre de propriété“ sagte Courier kurz und bündig in seiner Bittschrift für die Bauern, denen man das das Tanzen verwehrte. „Trunken von Besitz“, das trifft den Nagel auf den Kopf und bezeichnet kurz und einfach das Geheimniß der Unbezwingbarkeit der französischen Revolution. Mag die Bewegung gewaltsam, freiheitswidrig durch und durch gewesen sein; mag sie die schon geschwächten Organe der französischen Gesellschaft vollends zerstört haben. Eins hat sie doch geleistet: Sie hat die Arbeit entfesselt und ihr den höchsten, schönsten Preis, eine gesicherte Heimath, einen Antheil am Besitze des vaterländischen Bodens in erreichbare Aussicht gestellt. Sie hat hunderttausende von Familien geschaffen, die Alles, was ihrem Leben einen Werth giebt, jener gewaltsamen Zertrümmerung der alten Gesellschaft verdanken.

Wie solche Dinge auf das Volk wirken, davon haben wir uns lange, nachdem Revolution und Kaiserreich verschollene und vergessene Dinge waren, unter den Landleuten unseres linken Rheinufers überzeugen können. Und jener ganze Kern des arbeitenden, besitzenden Volkes zitterte nicht ohne Grund, wenn in den Kammern und in den frommen Zeitungen und Büchern von „Entschädigung der Emigranten," wohl gar von Rücknahme der verkauften Staats- und Kirchengüter die Rede war. Dazu die Armee unter unbekannten, adligen Offizieren, ihres (wenn auch immerhin imaginären) „Marschallstabes im Tornister" beraubt, und der große, geschäftige, wohlhabende Mittelstand der heiß ersehnten, schwererkämpften und liebgewonnenen Gleichheit: jener Gleichheit, die dem Romanen und Celten von jeher und seiner innersten Natur nach unendlich höher stand, als die mühevolle, beschwerliche, langweilige politische Freiheit mit ihren unbezahlten Ehrenämtern, ihrer Verantwortlichkeit, ihren ewigen Ansprüchen an Bezahlen, Denken und Arbeit! Man lese Courier's Pamphlete, Béranger's Chansons, Mignet, Thiers, selbst des trefflichen Augustin Thierry Geschichtswerke, um des Geistes inne zu werden der da kochte und gährte. Welche Talente, welche Streitbarkeit, welche schneidige, rücksichtslos vordringende Kraft! Wohl mochte den Revolutionären des alten, römischen Systems angst und bange werden,

mitten unter ihren vornehm abfertigenden Sophisten, ihren begeisterten Propheten und der melodiösen Sphärenmusik ihrer Sänger, wenn der erbarmungslose, unversöhnliche Kriegsruf dieses ächt gallischen Heeres erklang. Courier, der den Feldzug eröffnete, ist der Typus des genial-frondirenden Bourgeois, wie Scribe später der des behäbig schaffenden, und Thiers der des ehrgeizig strebenden. Weder Republik noch Kaiserthum hatten Jenem imponirt, obgleich er beiden in ihren Heeren diente. Undisciplinirbar wie ein richtiger Pariser Moblot von 1870, verließ er die Armee mehr als einmal, wenn es ihm paßte, studirte lieber Griechisch als Artilleriewissenschaft, zog die italischen Bibliotheken den Lagern, auch wohl den Schlachtfeldern vor, und machte sich in reizenden Briefen an Freunde und zumal an Freundinnen über die Heldenschauspieler der Weltbühne lustig, die „bis in den Rachen der Kanone suchen die Seifenblase Ruhm." Sein berühmter Brief über die Kaiserwahl in Piacenza, und seine Schilderung des kleinen Krieges gegen die neapolitanischen Banden sind vollendete Muster frivoler, ächt weltmännischer Kritik. Dieser Mann, seit dem Tage vor der Schlacht bei Wagram dem Dienste entfremdet, um seinen Longus und Herodot, so wie um seine Aecker und Wälder weit mehr bekümmert, als um die Maskerade des Weltlaufs, von der absoluten Richtigkeit und Albernheit aller Geschichte festiglich überzeugt, schien

wie geschaffen für die süße Ruhezeit der Restauration. Da bewirbt er sich um einen akademischen Sessel, man zieht ihm herkömmlicher Weise einen unwissenden Herzog vor, und — der nonchalante Frondeur verwandelt sich urplötzlich in den geistreichsten, giftigsten, unerbittlichsten Pamphletisten, der je die Schwächen einer Regierung belauerte, ihre guten Stunden verdarb, kaltblütig nicht nur über das Lachen, sondern auch über das Zähneknirschen des Volkes verfügte, die summende, erboste, unerreichbare Mücke, die nicht ruht, bis der Stier toll wird. Die Gattung ist furchtbar, unheimlich, und Couriers „Dorfzeitung" und seine Petitionen an die Kammern sind die Muster der Gattung. Wir haben redlich nachgeeifert in unsern Conflictszeiten: aber gegen diese unbarmherzige, unversöhnliche, spiegelblanke, tadellos geschliffene Bosheit ist selbst Börne ein gemüthliches, harmloses Kind. Damit an dem Typus des liberalen Bourgeois kein Zug fehle, ist es später herausgekommen, daß Courier nicht, wie man lange glaubte, von den Jesuiten ermordet wurde, sondern von seinen eigenen Leuten, gegen die er zu hart und zu ökonomisch verfuhr, während er in der Bauernsprache seine klassischen Plaidoyers für verletzte Volksrechte schrieb. Béranger würde sein poetisches Seitenstück sein, wenn er Nichts gesungen hätte, als seine in dreifaches Gift getauchten Couplets gegen die Emigranten und ihre Damen, und gegen die schwarzen Herren mit Zubehör.

So aber ist in ihm der liebenswürdigste Vertreter gallischer Gutmüthigkeit und Anmuth seit Lafontaine's Zeit von dem unerbittlichen Tyrtäus der revolutionären Opposition sorgfältig zu scheiden. Aber die Bourgeoisie, der in seinem Selbstgefühl verletzte, in seinen Interessen bedrohte Mittelstand, begnügte sich nicht damit, über Pamphlete zu lachen und sich an giftigen Couplets zu ergötzen, wie das Volk. Er war gebildet, er hatte Erinnerungen, Prinzipien. Er brauchte Wortführer, die ihm diese Erinnerungen einrichteten und zurecht legten, diese Prinzipien mit den Pallisaden der Logik und Rhetorik umgaben, ihm zur Freude und Ehre, den Gegnern zum Trutz. Er brauchte sie und er fand sie in ganz anderer Schlagfertigkeit und nachhaltiger Wirkungskraft, als die Männer des Throns und des Altars. Zwei junge literarische Glücksjäger, aber von der richtigen Race, theilten sich in das Geschäft. Der kaltblütige, scharfe, elegante Mignet übernahm „das System". Jener kleine Oktavband, in dem er den Franzosen die Geschichte ihrer Umwälzung erzählte, wiegt schwerer in der Wage ihrer Schicksale und Thaten, als viele Staatsaktionen. Es ist ein von keinem Neuern übertroffenes Muster historischer Advokatenkunst. Man denke sich, um das zu würdigen, in die Zeit, die zweite Hälfte der zwanziger Jahre. Wie ein gespenstiges Schreckenbild schwebte die Revolution über den Erinnerungen des ältern Geschlechtes, und auch dem jüngern Nach-

wuchs, den Söhnen des Kaiserreichs, war ihr Bild als das der Hydra überkommen, an welcher ihr angebeteter Herr und Meister zum Herkules wurde. So lange dieser Zauber seinen Bann übte, so lange man zurückschauderte vor der blutigen Verbrecherherrschaft und Mördertyrannei der neunziger Jahre, war eine Versöhnung des Volkes mit der alten Königsfamilie, ein ernstliches Einlenken von den Bahnen der Gewalt auf den Weg der Verständigung nicht undenkbar. Der zerrissene Faden der geschichtlichen Entwickelung konnte vielleicht noch angeknüpft werden, wenn eine geschickte Hand sich fand in glücklicher Stunde. Das zu hindern war denn, ich will nicht sagen der wohlbedachte Plan, aber sicher der Instinkt eines großen Theiles der Mittelklassen und auch des Volkes. Die nationale Ungeduld scheute sich vor den vorauszusehenden Mühseligkeiten des langsam fördernden historischen Weges. Man hatte die „Nationalsouveränetät“ mit ihren einfachen Problemen, ihren mächtigen, wirkungsvollen Aktionen kennen gelernt; sie wieder zu gewinnen, war das Ideal der nach Aufregungen und Thaten dürstenden Jugend. Da hat denn Mignets Geschichtschreibung wahrhaft Verhängnißvolles geleistet. Kaltblütig, wie der Anatom auf dem Secirtisch, zerlegt sie die Ereignisse, läßt die wirkenden Kräfte wie Naturgewalten hervortreten, bis zum Verschwinden des persönlichen Moments, der Vorstellungen von sittlicher Freiheit und Zurech-

nungsfähigkeit. Die Intriguen der Girondisten, der geniale Frevelmuth Dantons, die unflāthige Wildheit Marats, Robespierres kalt-pedantische Verstocktheit: das Alles verschwindet vor der ehernen Gewalt der Dinge. Wir wohnen einem Naturprozeß bei, nicht einem Schauspiel verantwortlicher Thaten freier Wesen; der sittliche Zorn wird gegenstandlos, und am Schlusse übt die Großartigkeit der ganzen Erscheinung und ihres unentrinnbaren Zusammenhanges eine wahrhaft bestrickende Wirkung der Bewunderung und Theilnahme aus. Und wie Mignet auf die systematischen, dem Reiz des Systems, des Gedankens zugänglichen Köpfe, so wirkte Thiers, sein Landsmann, Schulfreund, College, auf die ganze große lesende Masse des Mittelstandes und der Jugend. Dort wurde das Gesetz der historischen Erscheinungen, ihre treibende Kraft in die einfache, mathematisch elegante Formel gebracht. Der Leser glaubt sich eingeführt in den geheimen Rath der die Schicksale der Völker bestimmenden Elementarmächte. Keine Wirkung überrascht ihn, keine berührt sein sittliches Pathos, denn er kennt die unwiderstehlich wirkenden Ursachen, oder, was hier auf Eins herauskommt, glaubt sie zu kennen. Hier, bei Thiers, rauscht dagegen der volle, gewaltige Strom des thatsächlichen Lebens, der geschichtlichen Erscheinung in durchsichtiger Fülle daher. Die Macht des Wirklichen feiert ihre berauschenden Triumphe; der Lebende hat Recht, und sein Nachfolger auch, und

so weiter. Wie bei Mignet vor der wissenschaftlichen Formel, so beugt sich hier das sittliche Urtheil vor der Farben- und Formenpracht der Erscheinung. Die Geschichte wird zum Roman, in Bezug auf lebendige Gegenständigkeit, Vollständigkeit, Handgreiflichkeit der Darstellung, freilich auch, und das ist das Bedenkliche, in Bezug auf die Beherrschung des Thatsächlichen durch Stimmung und Phantasie, die nicht nur Licht und Schatten nach Belieben vertheilen, sondern auch mit der Ueberlieferung kurzen Prozeß machen, wenn sie der Stimmung, der Intention sich nicht fügt. Es wäre nicht nur unhöflich, sondern vielleicht auch einseitig hart, das seltsame Verfahren schlechtweg mit dem groben deutschen Worte der Lüge zu nennen. Die eigentliche, schmutzige, eiskalte, kriminalistische Lüge und Fälschung setzt klares Bewußtsein, Absicht, Ueberzeugung voraus. Wer aber diese erschwerenden Umstände bei Thiers (und bei so Vielen seiner Volksgenossen) auch unbedenklich leugnen möchte, wird gegen den starken Antheil der erhitzten celtischen Phantasie an allen ihren Auffassungen darum nicht weniger auf der Hut sein müssen. Selbst ihre zuverlässigsten Leute, Männer, wie Guizot und Augustin Thierry, halten sich den Kopf nicht leicht frei und kühl, wenn eine Lieblingsidee, eine Partei-Sache, und vollends die Idee der Ideen, die Gloire ihrer belle France in Frage kommt. In dem oben erwähnten, ganz ruhig geschriebenen und

nicht ohne Sachkenntniß auch aus deutscher Quelle geschöpften Aufsatze von Giraud, Mitglied des Instituts, konnte man kürzlich die Behauptung lesen, daß im neuen deutschen Reiche Heer, Eisenbahnen, Telegraphen, Posten, Zölle ganz einfach und ausschließlich zur Disposition des Kaisers stehen, daß der Reichstag es nur mit unbedeutenden Local-Angelegenheiten zu thun habe. Der Passus gehörte zu einer schwungvollen, in Rembrandt'schen Tinten gehaltenen Schilderung der der Welt von uns drohenden Gefahren, und that an seiner Stelle eine vollendete rhetorische Wirkung. Eine Seite weiter konnte man sich leicht überzeugen, daß dem Verfasser unsere wirkliche Verfassung ganz wohl bekannt ist. Er hatte sich die kleine Vertauschung des „Reichs" mit dem „Kaiser" ganz naiv um des Effects willen erlaubt, und spann sein Garn dann unbefangen weiter, als wäre Nichts vorgefallen. Von ähnlichen Beispielen wimmelt es in den meisten französischen Auslassungen, bei denen die Leidenschaft irgend erregt wird. Man geht unter Fallgruben und Fußangeln einher, und mag sich in Acht nehmen, um so mehr, je reizendere Aussichten sich auf allen Seiten eröffnen, und je bequemer der Pfad dieser klaren, anmuthig gruppirten Darstellungen zum vertrauensvollen Hinschlendern geebnet erscheint. Wie sich, nach Beseitigung der revolutionären Schrecken, dann auch noch die Legenden-Gestalt des unfehlbaren, nicht

nur großen und siegreichen, sondern auch humanen und volksfreundlichen Kaisers aus den Gemälden von Thiers, aus Mignets und der napoleonischen Staatsmänner und Generale Erörterungen erhob, und wie ihr Cultus auf den Flügeln der Béranger'schen Lieder in die Hütten des Volkes und in die Kasernen drang, darüber sind nicht viele Worte zu machen. Mit feinem, sicherem Takt verherrlicht der Dichter, nicht, wie Thiers und Bignon, den Besieger und Ausplünderer Europas, der die Conscribirten zu Hunderttausenden auf die Schlachtbank und in die russischen Eisfelder führte, sondern den Vertheidiger der vaterländischen Erde, den Hersteller der Ordnung, den gekrönten Sohn des Volkes und der Revolution. Das Großmütterchen zeigt den Kindern das Glas, aus dem sie einst dem todesmüden Helden ihren Landwein kredenzte; sie erzählt von den Herrlichkeiten der Krönung in Notre-Dame, von dem Glück ihrer Jugend, das an jene sonnigen Tage der Sicherheit und des Wohlstandes sich knüpft. Wie eine Zauberformel vor der die Schächer erbleichen, klingt in andern Liedern der Name des „großen Mannes" von den Lippen seiner Getreuen, wenn sie den Uebermuth der zurückgekehrten Junker erdulden. War es doch die Zeit, in der die deutschen Salons von Heines „Grenadieren" und von Zedlitz's „Nächtlicher Heerschau" wiederhallten, und da unsere sentimentalen Leiermänner mit „Bertrands Ab-

schied" von Haus zu Haus zogen. Als noch kein Mensch an das zweite Kaiserreich dachte, und als Jedermann (bei uns in Deutschland) den ersten Kaiser gründlich vergessen glaubte, zu Ende der Juliregierung, ist der Verfasser dieser Zeilen zu Fuß kreuz und quer im mittleren und südlichen Frankreich umhergewandert, und er hat kein Bauerhaus, keine Schenke gesehen, die nicht ein kleiner Tempel des Napoleoncultus war. Der Tyrann, der Despot ist vergessen, aber der siegreiche Führer der Demokratie, der gerüstete und lorbeergeschmückte Schutzengel der Gleichheit und der nationalen Macht und Größe ist lebendig in jedem Herzen. Selbst der Mann von Chislehurst hat ihn bis heute nicht todtmachen können. Und was in den zwanziger Jahren die Geschichtsschreiber, die Dichter, die Zeitungsschreiber nicht für ihn thun konnten, das thaten — die Staatsanwälte und die Gerichtspräsidenten. Napoleon hatte mißliebige Schriftsteller kurzweg todtschießen oder einstecken lassen. Seine vorlauten farnzösischen Gegner hatten vor unserm Palm Nichts voraus. Als Châteaubriand sich im Mercure eine Schilderung des Kaisers Tiberius erlaubte, ließ ihm der Kaiser sagen: Noch eine Zeile der Art, und er werde Herrn v. Châteaubriand auf der Schwelle der Tuilerien zusammen hauen lassen. „In dem Stücke sehen Sie keine Anspielungen," sagte ein Theatercensor zu einem Dichter, „das Publicum wird keine sehen.

Aber es sind welche darin, und ich werde mich hüten, sie durchzulassen." Man weiß, wie Nodier mit genauer Noth seinen Kopf rettete, (durch die Flucht) wie Frau v. Staël ihr Buch über Deutschland, nachdem die Censur den Druck erlaubt hatte, kurzweg einstampfen sah. Das war deutlich und das verstanden die Franzosen. „Ce qui n'est pas clair, n'est pas français." Aber die Bourbons versprachen Preßfreiheit und ließen mißliebigen Schriftstellern Prozesse machen. Das war nicht deutlich, und das verstand man nicht. „Ich gäbe zwanzigtausend Francs um diesen Prozeß," sagte Béranger, als man Courier zum erstenmal anklagte. Es steht schlimm um eine Regierung, um ein Land, wenn solche Bonmots die Wahrheit sagen. Bérangers eigne Prozesse haben das nachher reichlich bestätigt. Es giebt keine bösere Krankheit des öffentlichen Bewußtseins, als wenn das Gesetz zur Waffe wird gegen das Recht, und das Recht oder doch das Rechtsgefühl zur Waffe gegen das Gesetz, wenn die Worte ihren Sinn verkehren und im Munde der entgegengesetzten Parteien das Entgegengesetzte bedeuten. So stand das alte und das neue Frankreich sich gegenüber: Contrerevolution gegen Revolution, Souveränetät des Königs und des Papstes gegen Souveränetät des Volkes, der Majorität, Dogma gegen Dogma, Phantasiebild gegen Phantasiebild. Auf beiden Seiten fehlt weder Talent noch Muth. Kühne Dialektiker, muthige Redner, hochbe-

gabte Dichter und Schriftsteller treffen auf dem Kampfplatz zusammen. Das aufmerksame Europa folgt mit erregter Theilnahme dem Ringen, im nicht täuschenden Vorgefühl, daß der Ausgang des Kampfes keinen Unbetheiligten finden dürfte. Aber für unser Gefühl ist noch von ganz anderer Bedeutung, was unterdessen zwischen jenen Extremen und neben ihnen, in der kernhaften Mitte des nationalen Lebens während jener denkwürdigen Jahre sich zuträgt. Es war doch nicht nur der Kitzel der Aufregung, das revolutionäre Gelüsten, oder gar nur Mode und Sinnenreiz, was in den zwanziger Jahren wirklich mehr als jemals die französische Hauptstadt zum geistigen Mittelpuncte Europas machte. Nicht nur die Bonvivants und die Intriganten und Industrieritter und die neugierigen Touristen zogen schaarenweise nach Paris, sondern auch die denkenden, lernbegierigen, zukunftsfreudigen Männer, und was ihre Theilnahme zumeist fesselte, das war eine der hoffnungreichsten Erscheinungen der gesammten modernen Geschichte: der, seit der Reformation, erste, ernstliche Versuch, germanischem Rechtsbegriff, Fühlen und Denken auf gallisch-romanischem Boden eine Stätte zu bereiten. Und nicht um einfache Nachahmung, um mechanische Verbindung handelte es sich dabei, sondern um Uebertragen des edeln, fremden Propfreises auf den fremden oder fremdgewordenen Stamm, in dessen Tiefen gleichwohl verwandte Säfte

noch wirksam schienen. Es war ein Beginnen redlichsten Strebens, meist aufrichtiger Hingabe, und vielversprechendster Hoffnung: ein Beginnen, so menschenwürdig und rühmlich, daß man selbst Angesichts der Ruinenhaufen von heute und gestern sich nicht entschließen mag, seinen ersten Fehlschlag für eine abgeschlossene Sache zu halten. Wir dürfen kaum sagen, daß wir an die politisch-historischen Bestrebungen der „Doctrinäre", und in zweiter Linie mit an die poetischen Leistungen der Romantiker denken. Englands politische Größe und Deutschlands neu- oder wiedergeborene Literatur waren die Vorbedingungen der Bewegung; der Sturz des Kaiserreichs hatte für einen Augenblick die Nebel der nationalen Vorurtheile zerrissen, welche jene Welt den französischen Blicken verhüllten. Das Alles half mit und regte an. Der Preis gebührt aber hier wie überall in menschlichen Dingen, nicht dem Fatalismus der Verhältnisse, sondern den freien geistigen Kräften, welche den Ruf der Zeit verstanden.

Man weiß, mit welcher Beharrlichkeit und unritterlichen Härte Napoleon die Tochter Neckers verfolgte, die ihn einen **Robespierre à cheval** genannt hatte, die seinen Drohungen und seinen Lockungen, (wie man sagt, nicht bloß auf geistigem Gebiete) widerstand; man weiß, wie der Salon der **Rue du Bac** ihm in den Tuilerien den Appetit und die Laune verdarb.

Sein romanischer Tyranneninstinkt hatte ihn nicht getäuscht. Er stand eben nicht einer frondirenden Pariserin gegenüber, sondern der von den Verhältnissen mit den gefährlichsten Waffen versehenen Vertreterin eines Geistes, der ihn unheimlich anwehte, als etwas Fremdes, Ungreifbares, und dessen unversöhnlichen Gegensatz zu seinem System er in allen Gliedern fühlte. Frau von Staël reichte mit den feinsten Fasern ihres Wesens in den Kern der französischen Welt hinein, jener alten, guten und besten Pariser Gesellschaft, der sie in ihren Schriften so manches Denkmal der dankbaren Liebe gesetzt hat. Sie hatte sprechen gelernt in jenen Salons, „wo man ohne Frivolität und ohne Pedanterie die größten Interessen verhandelte, wo der Wunsch zu gefallen den Geist stachelte und die Leidenschaft zügelte, wo die Unterhaltung eine Kunst und eine Waffe war", und die blitzende Waffe des geflügelten Worts haben Wenige geschwungen, wie sie. Ihre Jugend hatte sich an den Träumen Rousseau's genährt, und die Ideale wie die Methode auch der Schüler Voltaire's, Grimm's, Holbach's waren ihr nicht fremd. Aber ihre innerste Art zu empfinden war von Anfang an protestantisch und deutsch: deutsch ihr Abscheu vor der hohlen Ceremonie, vor dem herzlosen Schein-Anstande, an dem sie ihre „Delphine", ihre „Corinna" verbluten läßt; deutsch ihr unablässiges und planmäßiges Vordringen von der Oberfläche der Erschei-

nungen zu den treibenden Ursachen; ihre Erfassung der Literatur speciell als einer Kundgebung der Völkerseele; deutsch ihre unerschütterliche Zuversicht auf die Vervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechts, auf den Sieg des Guten; ächt germanisch war ihr Festhalten am Recht, ihr Zug zur Mäßigung, zum Verstehen und Begreifen auch des Gegners, des Feindes. Als das Kaiserreich stürzte, war ihr nur noch eine kurze Frist persönlichen Wirkens vergönnt. Sie starb bekanntlich schon 1817. Aber die Wirkung ihrer geistigen Arbeit sollte jetzt erst beginnen. Nach zwei Richtungen hin, in den schönen Spielen des Geistes wie in den ernsten Arbeiten des öffentlichen Lebens, auf der Tribüne, dem Katheder, in der Presse lassen sich die Spuren ihres Einflusses durch die ganze Blüthenzeit der Doctrin und der Romantik verfolgen. Und welch eine Fülle von Kräften, welch ein Nachwuchs betritt dann den Schauplatz! Um den Veteranen der Partei, um den ehrwürdigen Royer Collard, sammeln sich die Männer des vermittelnden, begründenden Gedankens, die Cousin, Jouffroy, ernstlich bemüht die weit gähnende Kluft im nationalen Bewußtsein auszufüllen, zwischen den Phantastereien der Unfreiheit auf ultramontaner, und denen der Frivolität auf materialistischer Seite; den Glauben an die Mächte des Geistes, an freie Sittlichkeit neu zu beleben, Frankreich theilnehmen zu lassen an dem mächtigen Aufschwunge des deutschen Gedankens, oder doch

an dem ernstsittlichen Streben der schottischen und englischen Philosophie. Ihnen zunächst nehmen die Historiker ersten Ranges die große Aufgabe in die Hand, den in der Revolution zerrissenen Faden des geschichtlichen Bewußtseins wieder aufzusuchen und anzuknüpfen, den Franzosen das Verständniß wieder zu geben für das natürliche Werden der Dinge, sie von innen heraus von dem unberechenbaren Despotismus der revolutionären und contrerevolutionären Abstractionen zu erretten. Die unvergeßlichen Vorlesungen Guizot's, in den Jahren 1821, 1822 und 1828, 1829, und die Vorlesungen Villemains vereinigten eine von ernstem Eifer glühende Jugend in den Hörsälen des Collége de Frances und der Sorbonne. Schmucklos, streng logisch, auf sorgfältige Quellenforschung gestützt entwickelte Guizot die geschichtlichen Gesetze des Verfassungslebens (histoire du gouvernement représentatif 1822), zeigte die Entstehung des französischen Volkes aus römischen und germanischen Elementen (Histoire de la civilisation française 1828, 1829) ließ den französischen Bürgerstand, um dessen Erziehung zur politischen und sittlichen Freiheit es sich handelte, vor seinen lauschenden Zuhörern heranwachsen, seine innersten Lebens- und Rechtsbeziehungen enthüllen. Mit glänzenderem Erzählertalent, französischer, „gallischer" in Auffassung und Art, gingen Augustin Thierry und dessen Bruder Amédée ähnliche Pfade. Villemain's Li-

teraturgeschichte eröffnete Blicke in das geistige Leben der Völker, wie noch kein Franzose sie gethan. Die Arbeiten der Fauriel, Barante, Ampère wetteiferten mit denen dieser Meister. Das Mittelalter enthüllte seine Schätze von individuellem Leben, urwüchsiger Sitte, tiefem Gemüth, während gleichzeitig der Blick nach allen Seiten über die Landesgrenzen und die Sprachgrenzen hinaus weitere, größere Horizonte suchte und das neugeborene Frankreich als lebendiges, mitwirkendes Glied einführte in das gesammte Geistesleben der germanischen Kulturvölker. Frankreich hat in diesem unvergeßlichen Jahrzehnt mehr an Wissen, an geistiger Vertiefung gewonnen, als im ganzen achtzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Die Geister erwachten und platzten aufeinander. Der Friede schien seine vollen Segnungen auszugießen über die aus dem Banne des Cäsarismus erlöste Erde. Und nicht weniger reiche Blüthen als in den Gebieten der philosophischen und historischen Wissenschaften schienen in den luftigeren Gärten der Dichtkunst sich zu entfalten. Nur von kurzer Dauer und oberflächlich war der Bund der jungen, romantischen Lyrik mit den modernen Propheten der römischen Weltherrschaft und Geistesverleugnung gewesen. Schon der Bruch ihres Großmeisters Châteaubriand mit der Regierung (1824) hatte den jungen Dichternachwuchs stutzig gemacht. Man erging sich noch einige Zeit lang in extravaganten Spielen einer mystisch-

sinnlichen Einbildungskraft, sang Schauergeschichten von gefallenen Engeln (Eloa) und vorsündfluthlichen Freveln, schwelgte in der Poesie des Gräßlichen, der Contraste, (Han d' Islande, Notre Dame, Danse Macarde), überbot in tollen Gespenstergeschichten unseren Hoffmann und Zacharias Werner, um dann, gegen das Ende der zwanziger Jahre, unter den allmählich erstarkten Einflüssen Shakespeare's, Walter Scott's, Goethe's und Schiller's eine entschiedene und höchst erfreuliche Richtung in höhere Bahnen zu nehmen. Wohl betäubte der große Wortvirtuose Victor Hugo schon damals nicht selten durch das Glockengeläute und Schellengeklingel seiner unerschöpflichen, unglaublichen Antithesen, seiner feierlich prächtigen Reime, wohl blieb Lamartine der süße, verschwommene Flötenspieler. Aber Barante's Uebersetzung Schillers, Letourneur's Shakespeare, Schlegels Vorlesungen hatten auf dem Gebiete des Dramas ihre Wirkung gethan. Der kühnere Gedanke durchbrach die Fesseln des classischen Alexandriners, schüttelte den Zwang der drei Einheiten ab. Eine energische, in die Tiefe gehende, oder doch strebende Charakteristik entzündete sich an Shakespeare's Vorbild, die Totalität des Lebens sollte fortan sich auch im Kunstwerke spiegeln, das Groteske nahm seinen Platz neben dem Idealen in Anspruch; die Großthaten der zeitgenössischen Geschichtschreibung und Shakespeare's Beispiel ermuthigten den kühnen Schritt

zum historischen Drama. Die Vorrede zu Hugo's Cromwell schleuderte dem ganzen Heer der literarischen Nationalvorurtheile die Kriegserklärung entgegen, nachdem die poetische Zukunftsmusik des verjüngten Frankreich erst in der Muse francaise, (bis 1824) dann im Globe ihr Programm entwickelt und vertheidigt hatte. Wohl wehrte sich die Routine, wohl bettelte sie um Beistand beim Patriotismus, ja bei der Polizei, bei dem Staatsanwalt, bei allen großen und kleinen Heiligen des alten, classischen Frankreich. Wohl kam de Vigny's Othello noch zu Fall über dem Wörtchen „Mouchoir," welches der wüthende Mohr gegen allen tragischen Anstand gebrauchte. Die alten, starren Barrieren waren gegen den Ansturm doch nicht länger zu halten, und Victor Hugo's hart bestrittener Sieg im Théâtre français durchbrach ein für allemal die chinesische Mauer, welche die französische Dramatik von der europäischen trennte.

Als das Ministerium Martignac 1827 Villèle und seine Freunde verdrängt hatte, schien Frankreich auf allen Gebieten seines Culturlebens in vollem Zuge der Annäherung an die besseren Elemente der germanischen Welt. Seine Preßfreiheit, immerhin der englischen nicht gleich, war gegenüber den deutschen Censurzuständen ein beneidetes Palladium, und Organe wie der Globe, die Revue Française, der Constitutionel, der National, das Journal des Débats führten

den Beweis, daß die Nation sich der unschätzbaren Waffe zu bedienen wußte. Die historischen Wissenschaften erfreuten sich nie erlebter Blüthe. Die Dichtkunst, zwar nicht correct, nicht frei von Seltsamkeiten und tollen, übermüthigen Experimenten, schien jedenfalls von Kühnheit, Leben und Kraft zu strotzen. Die Verfassung, immerhin jung, versprach regelmäßig zu fungiren, und, nicht nur in Frankreich, sondern auch bei uns fehlte es nicht an großen und kleinen Politikern, die ihrem durchsichtigen, einfachen, logischen Organismus vor dem ehrwürdigen Labyrinth der englischen Parlaments-Akten und Rechtsgewohnheiten bei weitem den Vorzug gaben. Wenn die Fahne der Bourbons durch Châtaubriands spanischen Kreuzzug (1823) den Verwünschungen aller Liberalen preisgegeben war, so hatte sie dafür fünf Jahre später in Morea die bedrängten Griechen unter ihre schützenden Falten genommen. Selbst gegen die Urquelle des Uebels, der Furcht, des Mißtrauens wurde wenigstens ein Anlauf genommen, als man die Jesuitenseminare unter die gesetzliche Staatsaufsicht stellte, die um sich greifenden geistlichen Gymnasien auf 20,000 Schüler, die nöthige Zahl um den Klerus zu rekrutiren, beschränkte. Die Thronrede von 1828 athmete Verfassungstreue, Mäßigung, Versöhnung. Die Ehrlichkeit des Ministeriums wurde von Niemandem in Zweifel gezogen. Als Karl X. im Spätherbst des Jahres

Lothringen, das Elsaß besuchte, kam ihm der herzlichste, ungeheucheltste Jubel entgegen; weithin strahlten die Ortschaften im Glanz der Freudenbeleuchtung. War es ein Wunder, wenn die Freiheitsfreunde in allen Ländern aufathmeten, wenn man Hoffnung schöpfte, an die Möglichkeit einer ruhigen, verfassungsmäßigen Entwickelung zu glauben begann?

Man weiß, wie jäh, wie plötzlich das Vertrauen getäuscht worden ist: damals, wie vierzig Jahre früher der Verfassungs- und Friedensjubel von 1791. Die Veranlassung des Umschlags scheint so gering, so willkürlich, daß man sie für einen vom Zaune gebrochenen Vorwand nehmen möchte. Und doch, wie spiegelt sie in eindringlicher Lehrhaftigkeit die ganze Natur dieses eben so verhängnißvollen und tragischen, wie reichen Stückes menschlicher Entwickelung! Es handelte sich um eine vom Ministerium vorgeschlagene Verwaltungsreform. Die Revolution, in Vollendung des von Richelieu und Mazarin begonnenen Werks, hatte, wie bekannt, der Regierung, der Centralleitung des Landes eine Macht gegeben, wie höchstens die römischen Imperatoren in der Blüthe ihres Systems nach Vernichtung der Municipalfreiheit, wie Diocletian und Constantin sie besessen. Der König ernannte die Präfecten der Departements nicht nur, sondern auch die Vertreter der Bevölkerung, die Departements- und Bezirksräthe. Die Liste der Wählbaren (oder vielmehr

Ernennbaren) stellte der Präfect nach eigener Einsicht zusammen. In der Gemeinde dasselbe Spiel im Kleinen. Der Präfect ernannte die Maires und die Gemeinderäthe; die Wahllisten für die letztern machten die Maires. Alle diese Beamten waren nach Belieben absetzbar, Werkzeuge, welche die Regierung aufnahm oder fortwarf, nach Bedürfniß und Gutdünken. Die Nation, d. h. der wahlberechtigte Theil derselben, mochte seine Vertreter nach Paris schicken. Dort mochten sie über Gesetze und Principien debattiren, Minister halten und stürzen. Die hauptstädtische Presse mochte alle Grundsätze, alle Einrichtungen vor ihren Gerichtshof ziehen. Der Friede Europas, der Bestand der Dynastieen mochte durch die Blitze und Donner der Tribüne erschüttert werden. Das französische Dorf, die französische Stadt in dem täglichen Bedarf ihres Lebens blieben willenlose Verwaltungsobjecte in der Hand der Minister. Wer nicht große Politik trieb, als Journalist, als Pamphletist, als Deputirter, als Demagog, Intriguant oder Verschwörer, kam mit den öffentlichen Dingen nur durch Steuereinnehmer und Polizei in Berührung. Er mochte Geld erwerben und verthun, sein Leben genießen. Ueber die Dinge seiner Gemeinde, seines Heimathbezirks, über die Schule, die seine Kinder besuchten, den Weg, auf dem er fuhr, über die Armenpflege, die Gemeindebauten und Anlagen zu

denen er zahlte, hatte er so viel mitzusprechen wie ein Unterthan des Kaisers von China.

Diese künstliche und nur zu wirksame Todt- und Lahmlegung des Gemeinsinns, der politischen Arbeits- und Leistungsfähigkeit des Volkes gedachte das Ministerium Martignac nach englischem Vorbilde zu mäßigen, wenn nicht ganz fortzuschaffen. Es erlangte die Zustimmung Karls X. zu einem Gesetzentwurf, der die Wahl der Departements-, Bezirks- und Gemeinderäthe, (wenn auch noch nicht die der Maires) den höchstbesteuerten Bürgern anheim gab, je Einem auf 100 Einwohner.

Das war ein bescheidener, vorsichtiger Fortschritt; aber es war ein erster Schritt auf dem allein heilbringenden Wege zur politischen Erziehung, zur Lebendigmachung jenes großen, von Paris aus wie eine Maschine mit der Kurbel bewegten Automaten, den man das politische Frankreich nannte. Mußten die Freunde der Freiheit, die ganze Fortschrittspartei nicht aufjubeln, das Ministerium, welches ihnen das bot und bieten konnte, wie ihren Augapfel hüten? Es ist bekanntlich das Gegentheil geschehen. Mit Hohn, mit rücksichtsloser Kritik wurde das Gesetz angegriffen. Der alte Lafayette verlangte das Wahlgesetz von 1790 mit der Nationalgarde, Andere mäkelten an dem Census, der Zahl der Wähler. Wieder Andere wollten die politischen Wähler zu Departements-, Bezirks- und Ge-

meindewählern haben. Die über das Gesetz ergrimmten Priester und Junker hatten das bequeme, vergnügliche Zusehen. Mit Jubel begrüßte das liberale Frankreich die Verwerfung des Gesetzes, an welchem Friede, Versöhnung, Fortschritt hing: wie der rasende Kranke, der dem Arzt die Medizin an den Kopf wirft. Karl X. aber rieb sich die Hände. Er hatte was er wollte: den Vorwand, vor seinem Gewissen und der öffentlichen Meinung Europas, sich des liberalen Ministeriums zu entledigen und den Männern seines Herzens die Zügel der Regierung zu übergeben, zur frischen, flotten Fahrt in den Abgrund.

Als dann dieser Abgrund alle jungen Hoffnungen einer gesetzlichen, friedlichen, der germanischen Welt sich nähernden Entwickelung gierig verschlungen hatte, als das furchtbar prächtige Finale der Restauration unter Kanonensalven und Gewehrgeknatter abgespielt war und nun „das Bürgerthum" durch die geöffneten Barrikaden seinen Einzug hielt, da war der Jubel groß, nicht nur in Frankreich. Heine meinte bei der ersten Nachricht, „die Luft röche ordentlich nach Kuchen;" Börne hätte dem ersten Pariser Blousenmann dem er begegnete, die Hand küssen mögen. Die Ohren spitzten sich, die Augen wurden wacher, am Rhein, an der Schelde, der Fulda, der Elbe und Weichsel. Jubel kam auf Jubel: Jubel in Belgien, Jubel in Polen, Jubel (gewiß der unschuldigste von allen) beim Hambacher Feste. Jetzt

freilich wissen wir das Alles besser. Nach den ersten glorreichen Erfolgen einer kaum noch gehofften und ganz entgegen gesetzten Entwickelung unserer eigenen Zustände, und Angesichts des jähen Absteigens, welches mit der „großen Woche" von 1830 für Frankreich begonnen hat, fragen wir uns, wie das Alles hat kommen müssen oder können, welches der Pestkeim denn war, der so plötzlich, so furchtbar aufbrach und diese ganze, so hoffnungsreiche Welt jählings mit seinem Giftstoffe füllte?

Ich sollte denken, die Antwort kann in der Hauptsache nicht zweifelhaft sein. Gewiß hat man nicht Unrecht gehabt, einen Theil der Schuld gerade jener Phalanx mächtiger Talente und achtbarer Charaktere zuzumessen, welche die Einführung Frankreichs in die Geistes- nnd Rechtssphäre der germanischen Welt zum Werke ihres Lebens machten. Sie waren ihrer Riesenaufgabe in mancher Beziehung nur unvollkommen gewachsen. Schon daß ihre Hauptvertreter, die Collard und Guizot, die in Frankreich noch mehr als anderswo auch dem Staatsmanne wünschenswerthen Grazien so ganz und gar zu Feindinnen hatten, fiel schwer ins Gewicht. Man konnte es der fortschrittlichen Jugend kaum verdenken, wenn sie das mürrische, höhnische Schulmeistern des alten Royer Collard nicht immer gutwillig ertrug, wenn sie von dem finstern, harten Jansenisten bei aller Ehrfurcht vor seinem Wissen und

seiner Tugend sagte: Il n'est pas des nôtres. In welchem Grade der calvinistische Guizot die Gabe besaß und besitzt, sich persönlich unausstehlich zu machen, durch abstoßende Härte oder Eigensinn zu reizen, das haben wir Alle, die wir die letzten Zeiten der Juliregierung mit Bewußtsein erlebten, in guter Erinnerung. Der Mann war die personificirte Unpopularität nicht nur in Frankreich, trotzdem er vielleicht der ehrlichste und gediegenste Vertreter ist, den der Parlamentarismus in den festländischen Großstaaten je gehabt hat. Auch ist es mehr als einmal sehr mit Recht betont worden, daß die ganze Schule der französischen Liberalen der Ketten, von denen sie Andere befreien wollte, mit nichten ganz ledig war, daß ihre Geschichtsauffassung bei aller scharfsinnigen Vertiefung in das Werden und Wachsen der französischen Gesellschaft doch deren romanisches, centralisationssüchtiges Element mit Vorliebe verfolgte und betonte, als eigentlichen Träger der Civilisation anerkannte und ehrte. Von der ungeheuern Gefahr der allgewaltigen Regierungsmaschine in der Hauptstadt, dem Stelldichein jedes Ehrgeizes und jedes raffinirten Gelüstes, neben einem willenlos folgenden, nur von Privatinteressen bewegten Volke hatten im Grunde die Collard, Guizot, Cousin, Barante, Broglie, Sebastiani, keine deutlichere Vorstellung, als die Thiers, Mignet, Thierry, bis zu Lamartine und Victor Hugo herab. Aber alle diese

Voreingenommenheit und Einseitigkeit gewann ihre wahre verderbliche Kraft doch erst durch ein noch tiefer sitzendes Grundübel der französischen, der ganzen romanischen Welt. Es ist der gänzliche Mangel an dem Geiste der Mäßigung und des Vertrauens, von dem wir sprechen, die völlige Stumpfheit gegen den Rechtsbegriff in politischen Dingen, der durch und durch revolutionäre, ausschließliche, gewaltsame Geist in allen Lagern. Und dieser Geist, immerhin begünstigt durch das, was man Blut, Temperament, Eigenthümlichkeit der Race zu nennen pflegt, er hat seine eigentliche Schicksalsweihe, seine bis jetzt verhängnißvolle Gewalt in jener weltgeschichtlichen Stunde empfangen, da Frankreich vor dreihundert Jahren aus der Schlachtreihe der mit Rom ringenden Völker austrat, um vor dem Erbfeinde des Gedankens die Fahne zu senken. Wer den Gedanken fesselt, der entfesselt die Phantasie und den selbstischen Trieb. Der Gedanke allein, mit seiner harten, ernsten Arbeit lehrt, den Dingen die Ehre zu geben und das Ich zu vergessen. Er allein erzeugt mit dem heilsamen Mißtrauen in die eigene Unfehlbarkeit den Geist der Mäßigung, der Selbstüberwindung, die Mutter aller politischen Weisheit. Und wer den Gedanken auf einem Gebiete gefangen giebt unter die Phantasie oder das Interesse, der schmeichle sich doch nicht, seine Hülfe auf anderen Gebieten zu finden, wenn er ihrer bedarf. Er wird, wenn die Stunde kommt,

von den Leidenschaften zerrissen werden, deren Hülfe er suchte. Man hat das Unglück Frankreichs in dem Zerreißen des Rechtszusammenhanges, der Legitimität gesucht, in dem Mangel einer Dynastie, wie wir sie Gott sei Dank haben, die mit dem Volke sich eins fühlt in Pflicht und Recht, und den Geist der Mäßigung als ihr köstlichstes Erbtheil von Jahrhundert zu Jahrhundert bewahrt. Das hat seine gute Berechtigung, aber es ist nicht nur Ursache, sondern auch Wirkung. Die Dynastie, deren glänzendster Vertreter das l' Etat c'est moi zu sprechen wagte und dann in der Knechtschaft der Jesuiten und alten Weiber endigte, sie hat, ein furchtbar warnendes Mene-Tekel, den Weg nur schneller, früher zurück gelegt, auf den sie das Volk führte, und auf dem es gefolgt ist: den Weg der maßlosen, selbstischen, von den Extremen unwiderstehlich gelockten und verlockten Leidenschaft. Ob aus diesem Wege für Frankreich noch ein Entrinnen ist? Es wäre frevelhaft, das zu verneinen, aber leichtsinnig, es mit Bestimmtheit zu bejahen. Wie wenig die beiden letzten Etappen der „französischen Revolution" die Hoffnungen der Guten erfüllt haben, bedarf leider nicht der Betonung. Es ist aber auch für das siegreiche und glückliche Deutschland keine Veranlassung vorhanden, dieser Dinge mit übermüthiger Sicherheit oder gar mit Schadenfreude zu gedenken. Die französische Gesellschaft, krank wie sie ist, enthält keinen Stoff des Verderbens,

der nicht auch in unserm Organismus auf den günstigen Augenblick der Entwickelung lauerte: und das Eintreten solches verhängnißvollen Augenblicks zu verhindern wird der bescheidenen und gründlichen Vorsicht immer besser gelingen, als dem dithyrambischen Siegesjubel. War doch die rechte Freude für rechte Männer stets eine ernste und nachdenkliche Sache.

## Zweiter Vortrag.

# Das Julikönigthum.

Die fünfzehn Jahre der Restauration zeigten uns die geistigen Kräfte der französischen Gesellschaft in dreifach verschlungener Wirkung und Gegenwirkung mit einander ringend. In gleich schroffer Abwendung von der beschwerlichen und opfervollen Aufgabe, durch Verständigung den Fortschritt zu suchen, appellirten die schwarzen und die rothen Demagogen mehr oder weniger offen an die Gewalt. „Göttliches Recht" und „Volkssouveränetät" stellten sich gleich feindselig der mühsamen, versöhnenden Arbeit des Rechtsgedankens entgegen. Wohl wurde auch diese ernstlich und rühmlich in Angriff genommen, und ihre Erfolge füllen ein Paar der schönsten Blätter französischer Geschichte. Frankreich sollte nicht ungewarnt verhängnißvolle Bahnen verfolgen. Aber in der dunkeln Entscheidungsstunde erwies die böse Gewohnheit der Jahrhunderte

sich stärker, als die guten Vorsätze von gestern. Hüben und drüben ging die unbändige, egoistische Leidenschaft mit der Weisheit davon, und wieder einmal sollte dann die selbstsüchtige Intrigue ernten, wo der Enthusiasmus gesäet hatte.

Wenn wir von der Juli-Revolution sprechen, so pflegen wir in erster Linie an die prächtigen Effectstücke der „großen Woche" zu denken. Der Straßenkampf mit seiner „heroischen" Aufregung war noch nie mit so vollkommener Wirkung in Scene gesetzt worden. Es ging ein Aufjauchzen der Bewunderung und des Entzückens durch die Jugend aller Länder, als die Zeitungen von den „Großthaten" der Barrikadenhelden berichteten. Die „Revolution" hatte so zu sagen ihren Ritterschlag empfangen. Heroismus in der Gefahr, Schonung der Besiegten, Uneigennützigkeit, es war Alles beisammen, das ganze bréviaire de la noblesse. Den Kanonen und Bayonetten des Königthums hatte „das Volk" siegreich getrotzt, vor seinen Schätzen und Denkmälern war es ehrfurchtsvoll stehen geblieben. Thränen der Rührung und der Begeisterung flossen, als man von der skrupulösen Achtung des Eigenthumes vernahm, von der Großmuth gegen die Besiegten, (selbst gegen die Anstifter des Uebels, die eidbrüchigen Minister) von dem friedlichen Zuge des entthronten Königs und seiner Getreuen durch das „im Waffenschmuck der Freiheit blitzende" Land. Wie traf De-

lavigne's stolzes Lied die Herzen, das Lied von dem „Regenbogen der Freiheit," von den „wiedergekehrten drei Farben," von dem silberlockigen „Freiheitsgenius zweier Welten," (dem alten, unschuldigen Lafayette) der die Volksfahne gegen die „tiefen Massen" der Tyrannenknechte geführt haben sollte, von der unvergleichlichen Heldenjugend der Stadt der Städte, von jenen „zwanzigjährigen alten Generälen," welche die Kartätsche aus dem welthistorischen Pariser Pflaster hervorgezaubert hätte! Der rechte Jubel aber ging erst an, als nun die Sage über den Rhein kam von dem friedlichen Triumphe des Bürgerfreundes aus fürstlichem Stamm, des biedern Absalon Orleans, und als dann die unwiderstehliche Rührscene des sechsten Augusts allen diesen Staatsactionen noch den feinsten Haut-Goût dramatischer Würze beimischte: die Väter des Reiches, friedlich zu Rathe sitzend, über den erledigten Thron zu beschließen, das alte Frankreich, vertreten durch Châteaubriand, den „Schmeichler des Unglücks," nach glänzendstem „Abgange" von der republikanischen Jugend ritterlichst applaudirt, und hierauf, vom rosigen Frühlicht der Siegesfreude, der Hoffnung, des Vertrauens umstrahlt, die Aufrichtung des Bürgerkönigthums, die feierliche Eröffnung der neuen Aera des Volksrechtes und des friedlichen Fortschritts! Es war schön, zu schön um zu dauern.

Denn zunächst: Nach der festlichen Siegesbegeiste-

rung kam denn doch auch die Werkeltagsarbeit der Beutevertheilung bald genug an die Reihe. Die Arbeiter im Weinberge verlangten ihren Lohn, die der eilften Stunde nicht weniger ungestüm als die der ersten. Wohl sang Béranger sein reizendes Lied an „die zu Ministern gewordenen Freunde", und wahrte sich sein bescheidenes und sicheres Poetenplätzchen am Ufer des stürmischen Meeres, auf welchem Ehrgeiz und Intrigue unter neuer Flagge die alten Schlachten zu schlagen sich anschickten. Aber er fand mehr Lobredner als Nachahmer. Als Börne ein Paar Wochen nach der Umwälzung von Straßburg nach Paris wollte, hatten die „Solliciteurs," die Aemtersucher, schon auf Wochen hinaus die Post mit Beschlag belegt, und er mußte einen eigenen Wagen nehmen, um dem Patriotismus der Freiheitshelden aus dem Wege zu gehen, die nach der Hauptstadt strömten, um sich für einige tausend oder hundert Francs jährlich dem Vaterlande zu opfern. Jene Pest der büreaukratisch centralisirten Staaten, die Gier des hungrigen Ehrgeizes, der dem an der Tafel des Budgets Schmausenden die Bissen in den Mund zählt, sie entwickelte sich schnell in den großartigen Verhältnissen der fortgeschrittenen Zeit. In einem Monat hatte Guizot als Minister des Innern 76 Präfecten (von 86) 196 Unterpräfecten (von 277), 53 Generalsecretäre, (von 86) 127 Präfecturräthe (von 315) und eine entsprechende Anzahl von Maires dem „Diensteifer" seiner freisinnigen

Parteigenossen geopfert. Das hatte den Appetit nicht gestillt, nur gereizt. Characteristisch für die Bewegung, und für die ganze Geschichte des zeitgenössischen Frankreichs war das massenhafte Eindringen der Schriftsteller und der Journalisten in die Verwaltung. Guizot, später Villemain, Salvandy, Thiers wurden Minister, Victor Hugo wandte seine Bemühungen als „Pair lyrique“ von der Reform der Bühne auf die der Gesellschaft und des Staats. Ohne Amt, ohne Aemtchen wenigstens blieb so leicht Keiner, der die Feder mit einigem Erfolg in liberalem Sinne geführt: aber es wäre schwer zu sagen, ob die Geschäfte dabei gewonnen haben, was die Wissenschaft unleugbar verlor. Die Literatur der folgenden Jahrzehnte hat diesen Einbruch der Welt des praktischen Ehrgeizes und des materiellen Interesses in die der geistigen Arbeit schwer empfunden. Mehr und mehr haben sich die guten Köpfe in Frankreich daran gewöhnt, den Gedanken und die künstlerische Form rücksichtslos als Werkzeug des äußeren Erfolges zu behandeln, mit ihren Werken politische Reclame zu machen, und so sind denn die begeisterten Arbeiten der zwanziger Jahre bis jetzt ohne ebenbürtige Nachfolge geblieben, und die neuen, der Wissenschaft geraubten Flicken haben den alten Schlauch des unfreien Beamtenstaates auch nicht am Reißen gehindert. Nicht, daß es an guten Anläufen und Vor-

sätzen gänzlich gefehlt hätte. Thiers freilich hat seine engherzig einseitige Geschichtsauffassung auch in den Geschäften niemals verleugnet. Er war stets, was er noch heute ist: Ein Minister von Geschäftsgewandtheit, oratorischer Schlagfertigkeit, übrigens die lebendige Ueberlieferung und Verkörperung aller schlimmsten Vorurtheile, welche das romanische revolutionäre Princip seit zwei Jahrhunderten in Frankreich groß zog. Machiavellismus, militärischer Ruhmesschwindel nach Außen, constitutionelle Phrasen und bureaukratische Willkür im Innern, Voltairesche Grundsätze und Bündnisse mit dem Papst, Schutzzölle, vor Allem grundsätzliche Feindschaft gegen Deutschland und ganz speciell gegen Preußen: das war und ist das Glaubensbekenntniß des Mannes, der unter Ludwig Philipp den freisinnigen patriotischen Gedanken vertrat und jetzt die „conservative" Republik steuert — vielleicht in den Strudel eines neuen bonapartistischen Handstreichs. Von den eigentlichen, gediegenen Doctrinären der Julimonarchie ist doch Besseres zu melden. Namentlich Guizot ist mehr als einmal ernstlich bemüht gewesen, dem Siege des intelligenten Mittelstandes, der Aristokratie des Geistes die er vertrat, in Worten und Werken einen geziemenden Ausdruck zu geben. Nicht zu vergessen ist vor Allem seine ernstliche Sorge für die Interessen der Bildung, in den Jahren 1832—1835, da ihm das Ministerium des öffentlichen Unterrichts anvertraut war. Er wird

ordentlich warm, wenn er in seinen Aufzeichnungen dieser Dinge gedenkt: Diese Verwaltung habe ihm die wahre, rechte Freude gemacht, dort, wie nirgend anders, habe er sich Eins gefühlt mit allen guten, strebenden Kräften des Landes. Aus Preußen, aus Deutschland mußte ihm Cousin Muster und Anleitung holen für Einrichtung der französischen Schulen. In einer Sprache, wie man sie in romanischen Ländern bei ähnlichem Anlaß wohl kaum jemals gehört hatte, belehrte das Rundschreiben vom Jahre 1833 die Lehrer über die Bedeutung und die Pflichten ihres Berufs: gemäßigt, klar, wohlwollend; man glaubt einen Erlaß von Altenstein zu lesen. Der Minister ging so weit, sich Bemerkungen und Rathschläge der Lehrer zu erbitten, und wirklich hatten 13,850 von 39,300 die Unbefangenheit, ihn beim Worte zu nehmen. Unter Guizots Fürsorge vermehrten sich die Normalschulen (Seminare) von 15 auf 76, die Elementarschulen von 31,420 auf 43,514, die Schüler von 1,200,715 auf 2,176,079. Und was die höhern Studien angeht, so blieb der politische Einfluß, den die großen geistigen Führer der zwanziger Jahre erlangten, auch für sie nicht ohne Gewinn. So weit Staatsunterstützungen die Wissenschaft wirklich und wesentlich fördern können, also in Bezug auf Herbeischaffung von Material für umfassende und gründliche Studien und auf Gewährung von Muße und Hülfsmitteln an tüchtige Arbeiter

hat die Juliregierung unter Einfluß von Guizot, Thiers, Salvandy, Villemain recht Rühmliches geleistet. Die große Sammlung der Documente der französischen Geschichte, unter Guizot's Auspicien begonnen, ist ein würdiges Seitenstück unserer Pertz'schen „Monumente"; die Fortsetzung der von den Benedictinern der Congregation St. Maur begonnenen großen **Histoire littéraire de France** (sie ist jetzt mit dem 34. Quartbande beim Schlusse des 13. Jahrhunderts angelangt) leistete Aehnliches für die Literaturgeschichte. Des trefflichen romantischen Historikers Vitet Bemühungen (Guizot machte ihn bekanntlich zum Inspector der historischen Denkmäler Frankreichs) retteten für Wissenschaft und Kunst einen guten Theil von dem, was die „schwarze Bande" an Denkmälern des Mittelalters und der Renaissance übrig gelassen hatte. Die öffentlichen Sammlungen und Lehrinstitute der Hauptstadt erfreuten sich freigebiger Fürsorge und intelligenter Fortentwickelung. Wer damals von Deutschland aus Paris besuchte, konnte wirklich in Versuchung gerathen, die beliebten Bezeichnungen „Hauptstadt der civilisirten Welt", „Gehirn Europa's" ꝛc. für etwas mehr als bloße Gasconaden zu halten. Welchen Abstand gegen die Heimath bildete damals die bequeme, freundliche Gastlichkeit dieser täglich jedem Fremden, ohne alle Formalität geöffneten Bibliotheken, mit ihren weiten, hellen Arbeitssälen, ihren höflichen, gewandten

Beamten; diese reichen, mannigfachen, Jedermann zugänglichen Sammlungen, diese Hörsäle der Sarbonne, des Collége de France, des Observatoire, wo Jedermann willkommen war, wo in bunter Reihe Studenten, Arbeiter, Offiziere, Fremde aller Art, selbst Damen und Dämchen in Menge den Worten geistreicher, nicht selten, glänzender Redner lauschten! Es lag ein Zug von Humanität, ein freundliches Sonnenlicht guter, behaglicher Form auf der Oberfläche dieser bunten und stattlichen Welt, dessen Zauber sich so leicht kein unbefangener Besucher entzog. Und mehr noch: Wir, in Deutschland, werden nicht mehr sagen, als was Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit gebieten, wenn wir auch die aufrichtige und standhafte Friedensliebe dieses „bürgerlichen" Frankreichs achtungsvoll anerkennen. Welche Versuchungen sind in dieser Richtung an Ludwig Philipp, an seine Minister herangetreten! Die siegreiche belgische Revolution bietet seinem Hause zweimal die Krone an, in Italien züngeln die Flammen des Aufruhrs aus dem vulkanischen Boden, Polen ruft um Hülfe, selbst in Deutschland regt sich's aller Enden. Das Hambacher Fest konnte in Frankreich viel entschuldbarere Illusionen erwecken als die welfischen und ultramontanen Kundgebungen der letztverflossenen Jahre. Daß die Regierung, welche der volle Ausdruck des französischen bessern Mittelstandes war, der „Bourgeoisie", wie man die gebildete und erwerbende Classe von unten

und oben her mit Ingrimm bezeichnete, daß diese „revolutionäre" Regierung allen diesen Versuchungen widerstand, wird eine gerechte Erwägung unserer internationalen Verhältnisse nicht vergessen dürfen. Man hat die Ursache lediglich in den „reactionären" Gelüsten oder wohl gar in der Furcht Ludwig Philipps gesehen. Aber 1849 herrschte die Mittelclasse, nach Besiegung des socialistischen Aufstandes, ohne Ludwig Philipp in Frankreich. Louis Napoleon war aufstrebender Prätendent, aber nicht Herr der Lage. Deutschland bot eine Blöße wie kaum je eine gefährlichere in der langen Geschichte seiner Bürgerkriege. Auf den Wällen von Rastadt, in der ganzen Pfalz wehte die Fahne der Revolution, und Mieroslawsky, kaum den preußischen Kugeln in Posen entronnen, führte die badische Volkswehr in den Kampf „pour la patrie allemande." Wenn dem gegenüber in Frankreich keine irgend einflußreiche Stimme sich für Einmischung erhob, so möchte die Ansicht, daß trotz alledem und alledem die „Erbfeindschaft" und die angeborene Kriegslust unserer Nachbarn so arg nicht ist, als die Rechtfertigungsschriften der bonapartischen Abenteurerpolitik sie machen möchten, doch nicht so ganz phantastisch erscheinen. Nach der festen Ueberzeugung, welche lange Beschäftigung mit französischen Dingen in dem Verfasser dieser Zeilen begründet hat, hält bei den besitzenden und erwerbenden Classen in Frankreich die sehr starke An-

hänglichkeit an den Besitz, an das behaglich eingerichtete Heimwesen der sanguinischen Nationaleitelkeit und dem Erregungsbedürfniß vollkommen die Wage. Der Franzose ist bekanntlich weder Kolonist noch Landsknecht, wie der Deutsche und Schweizer. Wenn er in die Fremde geht, so nimmt er wohl ausnahmslos die Hoffnung der Rückkehr mit; die fremde Erwerbsstätte wird ihm so leicht nicht zur Heimath. Und was seine Kriegs- und Abenteuerlust angeht, so verträgt diese in Momenten der Erregung wohl sehr gut den Pulverdampf, aber sie ist empfindlich, wie Paul de Cassagnac sich im Frühling 1870 sehr richtig ausdrückte „gegen den Casernengeruch." Strenge Disciplin, Strapazen sind dort noch weniger beliebt, als anderswo, und selbst die Popularität des großen Kaisers wurde durch Nichts so gefährdet, als durch die massenhaften Recrutirungen seiner letzten Jahre. Herr Thiers, der, wie gesagt, nach unserer Ueberzeugung alle verderblichen Ueberlieferungen Frankreichs, besonders aber das krankhafte Ruhm- und Machtbedürfniß der centralisirten Beamten- und Militär-Monarchie in sich verkörpert, er wußte sehr wohl, weshalb er der Einführung der gleichmäßigen allgemeinen Dienstpflicht sich widersetzte. Dieselbe, wirklich ernst und dauernd durchgeführt, würde jede französische Regierung zum Frieden zwingen, so lange das Land nicht angegriffen oder schimpflich herausgefordert wird. Es ist keine Redensart, daß die Massen

der Bauern und der kleinen Bürger im Frühling 1870 für den Kaiser stimmten, weil man ihnen sagte, daß das Plebiscit den Frieden bedeute. Gefährlich ist eben weit weniger der Charakter des französischen Volkes an sich, als die unglückselige Verfassung, welche der fünfhundertjährige Bund zwischen Rom und dem Königthum dem Lande gegeben hat, und die in der Republik nur den Namen wechselte, während der Bonapartismus ihre letzten, gefährlichsten Consequenzen zog. Die Masse der hungrigen, abenteuernden Glücksritter aller Art, die in der Hauptstadt die Schwächen der Regierung belauern um ihren Platz am Tische des Budgets zu erobern: sie hat Louis Philipp gestürzt, nicht etwa die nach „Wahlreform" dürstende Mittelclasse.

Vielmehr genoß diese Mittelclasse, (nicht bloß die großen Speculanten und Rentiers) die verhältnißmäßige Ruhe der zweiten Hälfte der dreißiger und der ersten Hälfte der vierziger Jahre mit einem Behagen, wie es ihr lange nicht zu Theil geworden. „Les satisfaits" nannte man ironisch jene Kammermehrheit, jenes pays légal, auf deren Zustimmung Ludwig Philipp und seine doctrinären Ministerien sich stützten. Das Wort war bezeichnender, als seine Erfinder sich vorstellten. Es drückte wirklich länger als ein Jahrzehnt hindurch nicht nur die Dienstwilligkeit der Bestochenen, sondern auch die Grundstimmung der öffentlichen

Meinung aus, welche, man kann nicht sagen die Höhen und die unheimlichen Tiefen der französischen Gesellschaft, (davon wird später zu sprechen sein), wohl aber ihre breite, das reale Leben ausfüllende Mitte beherrschte. Diese „Bourgeoisie" hatte sich an dem Sturze Karls X. mehr moralisch als materiell betheiligt. Die Julirevolution war ihr ziemlich unerwartet über den Hals gekommen. „C'est la canaille qui se bat dans les rues" sagte mir ein sehr liberaler Pariser aus diesen Kreisen, als ich ihn gelegentlich um seine Erfahrungen aus den Julitagen befragte. Als aber nachher diese „Canaille" sich anschickte, ernstlich 1792 zu spielen, da sah man die Boutiquiers, die Kaufleute, die Industriellen ohne Zögern ihre Gewehre ergreifen und mit einer Erbitterung sich ihrerseits schlagen, wie man dies in der ersten Revolution auch nicht annähernd erlebt hatte. Die feste Haltung der Nationalgarde in den stürmischen Augusttagen 1830, ihre ingrimmige Leidenschaft in den blutigen Straßenkämpfen von 1832 und 1834 sind wahre Zeichen der Zeit. Die erwerbs- und lebenslustige Mittelclasse hatte sich endlich einmal das Land nach ihrem Bedürfniß eingerichtet. Sie stand vollkommen ebenbürtig dem Adel gegenüber, sie konnte arbeiten, speculiren, Geld anhäufen und verthun nach Herzenslust, das Gesetz war auf ihrer Seite wie die Thatsachen, ihre Vertreter hielten den Beutel und sicherten den

Frieden, und der König war nicht nur wegen seines Regenschirms und seines einfachen, schlicht bürgerlichen Ueberrocks, sondern auch wegen seines Speculationsgeistes und seiner brillanten Geschäfte der Mann ihrer Sympathien. Ihre Trophäen prangten in den prächtigen Schaufenstern der Kaufläden, ihre Siegsbulletins waren in den Berichten der Börse zu lesen, ihre Gedanken wurden im Palais Bourbon zu Gesetzen gestempelt — und, wie jede wirklich siegreiche und nachhaltige bedeutende Phase der Volksentwickelung, hat sie denn auch ihre Poeten und ihre Künstler gehabt. Es ist nicht schwer, das Sündenregister Scribe's und Balzac's zu machen (man erräth, daß von ihnen die Rede ist). Sie haben keinen Hauch der Idealität, ihre Beobachtungen bleiben auf der Oberfläche der Dinge, das sinnliche Behagen ist das tägliche Brod, der sinnliche Nervenreiz das Gewürz ihrer Tafel. Aber so lange es zur Aufgabe der Dichtung gehört, dem „Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen," wird man diesen beiden poetischen Hauptvertretern der siegreichen französischen Bourgeoisie und auch vieler ihrer zahlreichen Nachahmer ihren Platz unter den Dichtern nicht weigern können. Béranger ist der rein dichterische Ausdruck einiger Grundfehler und aller besten Eigenschaften, aus denen, so zu sagen, die Elementarexistenz, die eigentliche Volksseele der Franzosen, seiner Zeit sich

zusammen setzte, und weil die Grundinstincte aller Völker ihren Antheil an der unversieglichen Lebensquelle des rein Menschlichen haben, erhebt er sich in seinen glücklichsten Weihestunden aus den Reihen der Nationaldichter in den höheren Chor der Dichter der Menschheit, der Dichter schlechtweg, gerade wie George Sand. Victor Hugo und Lamartine haben sich ernstlich und mit großem Talent bemüht gezeigt, einige leitende und ihnen sympathische Gedanken ihrer Zeit in französisches Gewand zu kleiden. Aber sie stecken bei allem Talent zu tief in der künstlichen, römisch-rhetorischen Schulbildung, um die Seele ihres Volkes voll zu ergreifen; und die starke Verquickung ihres humanen Inhalts mit den krankhaften Leidenschaften der französischen höhern Gesellschaftskreise lassen sie uns stets als fremdartige, immerhin prächtige und geschickte Wortkünstler erscheinen. Wie ganz anders Scribe und Balzac zu ihrer Zeit bei uns gesehen, gehört, gelesen, verschlungen sind und zum Theil noch werden, dürften wir nicht leugnen, auch wenn wir es möchten. Der Grund liegt in ihren Schwächen und in ihren Vorzügen. Sie geben nicht persönliche Stimmungen, sondern die pikant retouchirte und geschickt arrangirte Photographie (die barbarischen Fremdwörter sind hier nicht gut zu vermeiden) einer Gesellschaft, die uns fremdartig genug erscheint, um unsere Neugierde zu reizen und durch ihre Ungeheuerlichkeiten uns nicht sonderlich zu er-

schrecken oder zu beleidigen, und die doch mit unserer ganzen gesellschaftlichen und materiellen Cultur so enge zusammenhängt, daß sie unserer Phantasie und — unseren Wünschen nur zu leicht zur vollen Wirklichkeit wird. Sie zeigen in unerschöpflich mannigfaltigen Bildern, wie man in den dreißiger und vierziger Jahren in Frankreich, sofern man der guten Gesellschaft angehörte, das Leben sich zurecht legte und es genoß, oder doch — es zu genießen wünschte. Dabei haben sie, als wirkliche und selbstständige Talente (denn das sind sie Beide in hohem Maaße) die Arbeit getheilt. Scribe, der Dichter des Theaters, wo man sich unter dem Kronleuchter, unter den Augen der Nachbarn und der Polizei amüsirt, hat es mit der oberflächlich, aber scharf und geschickt gefaßten, präsentabeln Wirklichkeit zu thun. Balzac, der Vertraute der Boudoirs, der Alcoven, auch wohl manches Studierzimmers, ist mehr der glühende, poetische Ausleger und Ausmaler der Wünsche und Träume, die das Leben machen helfen, wenn sie es auch nicht ausfüllen können. Den Zug zur Sinnlichkeit haben sie mit einander gemein, aber man würde ihnen Unrecht thun, wenn man sagen wollte, daß sie die Schlechtigkeit loben. Wenn Balzac seine Freude daran hat, in jeder von der Welt gelobten Handlung, jedem bewunderten Gedanken den Punct zu zeigen, wo sie mit der Selbstsucht, der Gemeinheit, der Beschränktheit zusammen hängen, so fin-

det er dabei Wendungen und Formen des einschneidendsten grimmigsten Hohnes. In dem gefeierten Staatsanwalt, dessen Scharfsinn das Verbrechen in den dunkelsten Schlupfwinkeln aufspürt, zeigt er uns den gewissenlosen Carrieremacher, dem es auf den Kopf eines Unschuldigen nicht ankommt, wenn es sich um einen rednerischen Erfolg handelt. Die Güte des Vaters, der sein Alles und Bestes für die Töchter hingiebt, wird ihm zur erbärmlichen Schwäche und entschuldigt beinahe die Herzlosigkeit, mit der man sie ausbeutet. Seine Physiologie der Ehe ist eine taktische Studie über den kleinen und großen Krieg der raffinirtesten Selbstsucht. Seine Scenen des Pariser Lebens gehen mit der Hauptstadt nicht säuberlicher um, als die Scenen des Provinzlebens mit der kleinstädtischen Welt. Weniger bitter, aber vielleicht noch aufrichtiger sagt der, bekanntlich ebenso rechtschaffene als gutmüthige Scribe, den Thorheiten der Zeit seine Meinung. Wie geißelt er in der Camaraderie das literarische Cliquenwesen, diesen Aussatz unserer großen Bildungsmittelpuncte und unseres Journalismus! Wie wird der Schwindel jeder Art im Puff abgefertigt, wie der herz- und geschmacklose Materialismus in der Geldheirath, die ränkevolle Schmähsucht in der Verleumdung! Dennoch wird es Niemandem einfallen, ihn so wenig wie Balzac für einen ernstlich Malcontenten oder gar für einen sitteneifrigen

Reformator zu halten. Vielmehr erinnert Alles, was sie geschrieben, oder doch unterzeichnet, in seiner Wirkung an den Eindruck, welchen bei Goethe das utopische Mährchen von „Hans Ohnesorge“ auf die Hörer hervorbringt.

So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja, solche Schläge zu dulden.

Balzac hat wohl schwerlich je einen Lüsternen beschämt, einen Herzlosen gerührt, einem Undankbaren Gewissensbisse gemacht, so wenig als der Goethe'sche zerlumpte Rhapsode durch seine Geschichte von der Schlaraffen-Insel, wo man für Arbeiten und Bezahlen mit Prügeln bestraft wird, die Bummler von der Faulheit zur Arbeit bekehrt. Der Grund liegt nahe. Die sinnliche Gewalt der Schilderung, der üppige Reichthum der Farben, die cynische Zergliederung jeder Leidenschaft, jeder Verirrung, jedes Reizes nimmt bei Balzac die Phantasie gefangen. Der Gedanke erstickt im Sinnenkitzel. Der Dichter ist ein Makart in Worten und Makart ist ein Balzac in Farben. Die große Masse der Leser sieht seine Gemälde der Habsucht, der Wollust, der Grausamkeit an, wie die hungrigen Flaneurs und Bummler an den Schaufenstern der Pariser Marchands de Comestibles die aufgehäuften Delicatessen, oder an denen der Wechselbuden die Goldstücke und Bankbillette mit den

Augen verschlingen. Das neidische Glas hindert die Gier auf ihre Beute zu stürzen, aber der Appetit wird davon nicht geringer. Scribe wendet diese drastisch-sinnlichen Mittel nicht an. Dafür aber dringen seine Darstellungen nie in die Tiefe; es geht zu bei ihm wie im Salon, wo der gute Ton allzu starke Erregungen und allzu gründliche Erörterungen verbietet, und wenn der Dichter der Gemeinheit und den Narrheiten des Industrialismus gelegentlich seine Meinung sagt, so kommt seine Grundstimmung doch besser zum Ausdruck, wo er es mit dessen Lichtseiten zu thun hat. Es wird ihm das kein billig Denkender verargen. Scribe war ein zu wohlgerathenes Kind seiner Zeit und seiner Gesellschaft, um gegen die Mutter undankbar und ernstlich unhöflich zu sein. Mit den Augen des wohlhabenden, gescheuten, von Illusionen schon im zwanzigsten Jahre kaum noch heimgesuchten Pariser Bürgerkindes, hatte er den Pomp, den Schimmer und dann die jähe Niederlage des Kaiserthums gesehen. In seinem zwanzigsten Jahre, 1811, schrieb er das erste Vaudeville, den Dervis. Es dauerte dann noch einige Jahre, bis seine unermüdliche Thätigkeit den Erfolg erzwang. Das erste Jahrzehnt der Julimonarchie ist dann die Zeit seiner unbestrittenen Herrschaft über die französische, wenn nicht die europäische Bühne. Vaudevilles, Charakter-, Lustspiele, historische Dramen, classische und romantische Tragödien, merkwürdig geschickte Operlibrettos: er hat

es mit allen Musen versucht, nach denen Nachfrage war und — „keiner war er je zu schlecht.“ Keinem Dichter des Jahrhunderts vor ihm war das große Princip des Industrialismus so ins Blut übergegangen. „Ohne Vorurtheil macht Jeder seine Industrie geltend oder seine Talente. Unsere Vicomtes machen Geschäfte, unsere Ritter sind Fabrikanten. In diesem Jahrhundert, wo das Verdienst, mit oder ohne Namen, sich der Achtung erfreut, ist ein Marquis mein Architekt, und mein Arzt ein Baron.“ So wird der Geist der Zeit am Schlusse der Trilogie „Vor, Während und Nach“ gefeiert. Eintracht, Vergessen! ist die Devise, vor Allem aber Erwerben und sich mit kluger Vorsicht des Lebens erfreuen. Daß die Weltgeschichte für diese Stimmung (ich möchte sie eine Verdauungsstimmung nennen) zu einem Schattenspiele an der Wand, einem Divertissement für große Kinder herabsinkt, ist nur zu natürlich. Das Leben ist im besten Falle ein Lustspiel, die Geschichte ebenso. Die Menschen waren und sind immer dieselben. Nur die Kostüme und die Redensarten wechseln, aber Eitelkeit und Gewinnsucht bleiben immer die Pferde vor dem Wagen, und der kalte Verstand der Kutscher. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Ein Glas Wasser, zur rechten Zeit auf eine Damenrobe geschüttet, rettet Ludwig XIV. und seine Monarchie; eine Liebesintrigue entscheidet über die Regierung der Czarin Katharina. Selbst Struensee's grauen-

volles Ende wird als Lustspiel behandelt. Es ist die verhängnißvoll-natürliche Welterscheinung des wohlhäbigen Citoyen eines Landes, in welchem nur die Regierungsmaschine und die gewerbsmäßige politische Presse das Allgemeine vertritt, die lehrreichen, stählenden Mühen und Sorgen der Selbstverwaltung aber nicht gekannt sind. Die Lichtseite dieser Gesellschaft liegt in der freien, bequemen Einzelexistenz der Begabten und Bevorzugten; Scribe wird nicht müde, sie herauszukehren. Neben die engherzigen, tölpelhaft hochmüthigen Geldmenschen stellt er den strebsamen, glücklichen Mann der Kunst, die jetzt nicht mehr enterbte geistige Arbeit. „Sonst", meint der Maler Olivier in der „Geldheirath," (1817) glaubten die Financiers, die Speculanten, die Narren aller Classen sich im Besitz des Vorrechtes, ihr Glück zu machen — uns aber pflegten sie in ihren geistreichen Scherzen das Hospital in Aussicht zu stellen. Aber jetzt haben sich die schönen Künste dagegen empört, und sind entschlossen, nicht mehr vor Hunger zu sterben. Wir haben Kunstgenossen, die Equipagen und Hôtels besitzen und wir sind stolz auf sie. Zu lange hat die Malerei die Dachstuben bewohnt; sie steigt jetzt ins erste Stockwerk herab, und sie thut Recht daran." Daß nicht die Malerei allein so glücklich war, wußte Scribe am besten. Es ist sein eigenthümlicher Ruhm, daß er den Grundsatz der Arbeitstheilung, das große Princip

der Unternehmer, Gründer, Fabrikbesitzer ꝛc. auf dem Parnaß zu Ansehen und Herrschaft brachte. **Fast** die ganze Masse der „dramatischen Dichter" des **vierten** und fünften Jahrzehnts, die Bayard, Mélesville, Delavigne, Legouvé, Sandeau, Augier ꝛc. haben in *seinen* Ateliers das Handwerk erlernt, welches Balzac und Dumas dann auch auf den Roman übertrugen. Der Meister schneidet zu, die Gesellen und Burschen nähen und säumen. Einer giebt die Fabel, Einer die Charaktere, der Eine schreibt diesen, der Andere jenen Akt. Der Unternehmer setzt die Stücke zusammen, „montirt die Maschine," prüft, packt und etiquettirt die Waare und, was die Hauptsache — verkauft sie. Es ist dabei bereitwillig zuzugestehen, daß Scribe zu den anständigen Meistern gehörte, die ihre Gesellen gut bezahlen und ihrem Etablissement, wenn die Zeit gekommen, nicht hinderlich sind. Was die modernen Lebenserscheinungen angeht, so hat Scribe einen feinen Blick und einen sichern Takt für Schilderung gewisser liebenswürdiger Typen der specifisch französischen Gesellschaft, die auch heute hoffentlich noch nicht ausgestorben sind. Zu ihnen gehört neben dem strebsamen und geschickten Künstler der freimüthige, lustige, kecke, durchweg brave Kriegsmann, und vor Allem die feinsinnigen, hochgestellten Damen, welche mit Feenhänden die Intriguen entwirren, das strebsame unterdrückte Talent beschützen, und das Alles mit einer unbefangenen Grazie und

Liebenswürdigkeit thun, die den Werth der Leistung vervielfacht. Die Franzosen behaupten, bei ihren Damen das Talent der harmlosen, edelmüthigen Freundschaft, der Protection ohne leidenschaftliches Interesse zu finden. Die Biographien ihrer berühmten Frauen, der Staël, Récamier, Sophie Gay, G. Sand rc. wimmeln von solchen Zügen, und die Dichter werden nicht müde, die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft mit diesem Zauber auszustatten. Es ist der landesübliche Ersatz für das öfter fehlende Talent der ausschließlichen, dauernden Hingebung, und wir glauben kaum, daß eine ganz anders geartete Nationalität, wie die unsrige z. B., das Recht hat, jenem fremden Maßstabe ohne Weiteres die Geltung zu versagen. In militärischen Dingen ist Scribe nicht im mindesten Chauvin, und überhaupt ist die Julimonarchie, (den Paroxysmus des Herrn Thiers im Jahre 1840 ausgenommen) wohl in dieser Beziehung die mäßigste und verständigste Zeit der französischen Geschichte. Desto liebenswürdiger tritt bei den Dramatikern der Zeit, bei Scribe, Augier u. a. nicht selten das feine Verständniß für militärische Opferfreudigkeit, Pflichtgefühl und geradsinnige Energie auf. Die „Kette," „Vor, Während und Nach," der „Pfuff," Augiers' „Schwiegersohn des Herrn Birnbaum" sind bekannte und schlagende Belege. Es ist das nicht die höchste Form der idealen Männlichkeit; sie ist aber vielleicht diejenige, welche in der heißen

Atmosphäre des siegreichen Industrialismus am leichtesten der Ansteckung widersteht, weil sie mit Eitelkeit, resp. „Ehre“ geimpft ist, und in Ermangelung besserer Bürgschaften hat sie immerhin ihre sehr reelle Bedeutung. Wir in Preußen wissen darüber mitzureden.

So zeigte die Juliregierung in mehrfacher Beziehung, was ohne ächte Geistesfreiheit und ohne Selbstverwaltung einer Gesellschaft erreichbar ist, welche den Privatinteressen Rechtsgleichheit und im Ganzen freien Spielraum gewährt, deren Regierung die Formen des öffentlichen Rechts nicht gröblich verletzt, und von der die besorgte Klugheit der Lenker die Lockungen gewaltsamer Leidenschaften nach Kräften fern hält. Es war eine Epoche des zunehmenden Wohlstandes, der emsigen, nicht ungeschickten Thätigkeit in geistiger und materieller Industrie, des leidlich decenten Lebensgenusses und eines gewissen Maaßhaltens, wie Frankreich sich dessen nicht oft erfreut hat.

So die Oberfläche. Daß unter ihr böse Gewalten ihr Spiel trieben, war von Anbeginn ein öffentliches Geheimniß, und die Ausbrüche derselben in den Jahren 1830, 1832, 1834 waren, wie sich nachher zeigte, nicht die schlimmste Gefahr. Zwei gefährliche, leider nicht im Mindesten zufällige Strömungen sind es gewesen, welche die Grundlagen der parlamentarischen Regierung vom ersten Tage an unterwühlten. Zunächst

hatte man es mit der republikanisch-bonapartistischen Richtung zu thun, den beiden neuesten und stärksten Symptomen der uralten, revolutionären Krankheit des Landes. Was Republikaner und Bonapartisten in Frankreich so häufig verbunden hat, ist vor Allem der Geist der Gewaltsamkeit, das brutale Dogma der Majoritäten, die rücksichtslose, kahle Nützlichkeitsreligion. Ob der Volkswille durch einen Kaiser oder durch einen Präsidenten, oder durch Versammlungs- und Clubmajoritäten ausgedrückt und ausgeführt wird, will dabei wenig bedeuten. Auch den Haß gegen die Bourgeoisie haben beide Parteien gemeinsam, und ganz natürlich, denn der „Bürger" denkt, räsonnirt, sucht durch Einfluß und allenfalls durch Geld zu wirken. Alle Renommisterei ist ihm im Grunde zuwider. Er berechnet sorgenvoll die Kosten des Ruhmes und es ist eine durchgehende Erfahrung der letzten fünfzig Jahre, daß nur Schreck oder äußerste Noth seine Antipathie gegen alle Formen des Gewaltstaates vorübergehend gebrochen haben. Die gefährlichen Bundesgenossen, welche sich in den Erinnerungen des Kaiserreichs oder gar „der heiligen Guillotine" berauschten, hatte der Mittelstand sich gefallen lassen, so lange es um die Barrikaden sich handelte. Nach dem Siege war es sein Eiligstes, sie los zu werden, und die Furcht machte dabei mehr als einmal selbst die Nationalgarde nicht nur grausam, sondern auch ernstlich hingebend und

tapfer. Man muß Börne's Briefe aus Paris **lesen**: dieses Schmachten und Sehnen nach dem welterlösenden europäischen Kriege, diesen Ingrimm über die **kalte** Zähigkeit der Périer, Guizot, Montalivet, Molé ꝛc. um die furchtbare Gefahr zu ahnen, welche 1830 **und** 1831, während des Polenkrieges, so zu sagen **täglich** und stündlich über Europa schwebte. In Frankreich führte der National unter Armand Carrel das Wort, und neben ihm Michel de Bourges, George Sands Berather und Freund. Die Bonapartisten trugen Anfangs das republikanische Banner. Erst seit die Gelüste der Republikaner in den Aufständen von 1832 und 1834 gedämpft waren, erlaubte die bonapartistische Revolution sich die bekannten Versuche von Straßburg und Boulogne, zunächst ohne irgend welchen sichtbaren Erfolg. Matt und matter schien das unterirdische revolutionäre Feuer zu brennen, so weit es um directe Angriffe auf die Staatsform sich handelte. Aber den aufmerksamen Beobachter konnte das wenig beruhigen denn wie ein fressender Krebsschaden erweiterte und vertiefte unterdeß eine noch weit schlimmere Verstimmung und Verkehrung des nationalen Geisteslebens ihre Angriffe auf die Gesellschaft.

Was wir seit 1830 S o c i a l i s m u s und C o m m u n i s m u s zu nennen gewohnt sind, ist bekanntlich mit Nichten eine Erfindung der Neuzeit oder gar der Franzosen. Communistische Einrichtungen, und zwar von

ganz anderer Consequenz als die tumultuarischen Experimente der letzten beiden Jahrzehnte, ziehen sich durch die Entwickelungsgeschichte uralter Culturvölker. In einem großen Theile von brittisch Indien gehört die Feldflur der Dörfer keinem Einzelnen, sondern der Gemeinde, und Brahminen, Richter und Polizei nicht nur, sondern auch die Handwerker empfangen aus der gemeinsamen Ernte ihren Unterhalt, während die Landbebauer den Ueberrest theilen. Stark socialistisch angehaucht war auch Sparta's Verfassung. Von unsern suevischen Vorfahren, den ost- und südwestgermanischen Stämmen erzählt Cäsar, daß die Gemeinden jährlich die Aecker neu vertheilten; in Großrußland geschieht noch jetzt vielfach dasselbe. Communistisch war die erste Christengemeinde der Apostel zu Jerusalem, grundcommunistisch ist die Verfassung sämmtlicher Klöster, und wenn die Ultramontanen sich rühmen, sie allein wären im Stande, die sociale Frage zu lösen, so wissen sie immerhin, was sie sagen. Es gehört wirklich die Einfachheit einer erst werdenden Gesellschaft oder die geistlähmende Gewalt des religiösen Fanatismus dazu, um den Trieb und den Begriff des Eigenthums, die Grundhebel aller Thätigkeit und aller Bildung, durch den Gehorsam gegen den Brahminen, oder den Dorfältesten, oder den Prior, oder wie immer das communistische Familienhaupt sich nenne, zu ersetzen. Was aber die socialistische Bewegung in Frankreich aus-

zeichnet und gefährlich macht, ist nicht sowohl der triviale und rohe Gedanke einer Güter- und Lohngemeinschaft oder Garantie an sich, als ihre Verbindung mit dem revolutionären Geist der französischen Geschichte, mit der romanischen, centralisirenden Staats- und Kirchenidee, und mit gewissen Eigenthümlichkeiten der französischen Begabung. Der Franzose, überhaupt der romanische West- und Südeuropäer, beobachtet im Allgemeinen weit schneller als der Germane; er besitzt dabei, zumal unter dem Drucke einer Leidenschaft, ein wunderbar schnelles Combinationsvermögen und eine üppig schaffende Phantasie. Dazu gewöhnt ihn seine Kirche von Jugend auf an Dogmen und Wunderglauben; der Staat umgiebt ihn mit einer allgegenwärtigen Fürsorge, entzieht die einfachsten und nächsten öffentlichen Angelegenheiten seiner thätigen Theilnahme und giebt ihm dafür das Recht, Deputirte zu ernennen, welche mit den Ministern um hohe Politik streiten. Rings um ihn regt sich eine erwerbende Thätigkeit von staunenswerther Gewalt; Reichthümer häufen sich an, die Magazine des Luxus reizen jedes Gelüst, stacheln jedes Bedürfniß. Aber von dieser mächtigen wirthschaftlichen Bewegung ziehen zunächst nur Wenige, Bevorzugte den vollen Gewinn, und diese Bevorzugten sind es zugleich (wir haben die Epoche der Juliregierung im Auge) welche die Gesetze machen, deren Söhne und Verwandte die hohen Aemter bekleiden, die sich in allen Genüssen

der Macht, des Einflusses, des Reichthums berauschen, während der Arbeiter, der in ihren Fabriken von früh bis spät schafft, bei aller Mühe nicht weiter kommt, als zur nothdürftigen Stillung des Hungers, und hülflos dem Elend verfallen ist, wenn Krankheit oder Alter die Kraft seiner Muskeln erlahmen lassen. Ist es da ein Wunder, wenn der Sophist Gläubige findet der, Betrüger oder selbst Unwissender und Getäuschter, die harten Gesetze der Dinge im Feuer der Leidenschaft schmelzen macht, die nüchterne Wirklichkeit in phantastischer Beleuchtung verklärt, den Wunderglauben der Kirche, die Allmachtsprätensionen des Staates beim Worte nimmt, und den revolutionären, gewaltsamen Gedanken, dem Politik und Kirche gehorchen, auch auf das wirthschaftliche Gebiet überträgt? Da hört man denn Schlüsse wie: Eigenthum und Ehe sind die Grundgesetze der jetzigen Gesellschaft. In dieser Gesellschaft kommen auf einen schwelgenden Reichen tausend darbende Arbeiter, auf eine glückliche Familie viele, viele zerstörte, gemarterte Existenzen. Uebermuth, Gewaltthat, Verzweiflung, Lüge herrschen, wohin wir blicken. Also — sind jene Grundlagen faule und schlechte. Also ist Eigenthum Diebstahl, also ist die Ehe eine unsittliche Sklaverei. Also kann nur gründliche Erneuernng und Umbildung helfen. Die Revolution ist auf halbem Wege stehen geblieben. Sie hat die Ungleichheit vor dem Gesetze aufgehoben; aber die schlimmste Ungleichheit, die des

Besitzes, hat sie noch vergrößert. Sie hat die Bastillen geöffnet, die Leibeigenen frei gemacht, den Zunftzwang gebrochen. Aber werden wir dessen froh? Ist die Würde des Menschen gewahrt, so lange jener Handel mit weißen Sklaven in der Form von Dienst-, Arbeits- und Ehecontracten zum alleinigen Vortheil des Reichen seinen ungehinderten Gang hat? Also fort mit dieser Lügenwirthschaft! Wir sind die Mehrzahl; was kann uns hindern, das System zu verbessern, wenn wir es wollen? Unsere Väter haben einen neuen Staat gemacht, oder vielmehr die Väter der blutsaugerischen Bourgeois haben ihn mit unserer Väter Hülfe gemacht, und ihre Nachkommen lassen es sich auf unsere Kosten darin wohl sein. Wohlan! Zeigen wir, was wir unsrerseits können, auf daß die Erde von ihrem Fluche befreit werde und endlich der Tag der Gerechtigkeit komme!

Solche Einfälle haben wenig zu bedeuten in einer Gesellschaft, die ihre Gemeindesachen selbst verwaltet, ihre Kinder mit Mühe und Ueberlegung selbst erzieht, den höhern, sittlichen Mächten des Lebens gegenüber mit eigenem Denken und im vollen Gefühl der Verantwortlichkeit ihre Stellung nimmt. Sie können da wohl je zuweilen eine wunderliche Secte erzeugen, die sich in der Einöde um ihren Propheten sammelt oder sich hinter hohen Mauern ihr kleines Paradies nach Geschmack und Vermögen zurecht macht. Amerika und

England sind reich an solchen harmlosen Experimenten, und Hepworth Dixon hat sie in seinen trefflichen Studien über das Sectenwesen des heutigen Protestantismus so lehrreich als kurzweilig geschildert. Eine Bevölkerung, die von Jugend auf gewöhnt ist, Ursache und Wirkung zu vergleichen und für die Folgen ihrer Handlungen einzustehen, kann wohl auch einmal auf phantastische Einfälle kommen, aber es bleibt dann auch eben bei Einfällen. Das Einmaleins und das Wirthschaftsbuch bringen die erhitzten Köpfe bald wieder in Ordnung. Das ist denn doch anders, wo Staat und Kirche in unnahbarer Höhe das Leben beherrschen, wo man die Tochter zu den Nonnen schickt und den Sohn zu den Jesuiten, damit Mutter und Vater sich ungenierter im Salon und Klub bewegen, wo seit drei Menschenaltern Verbrüderungsfeste und Straßenkämpfe einander ablösen, und das gesammte Leben ein leidenschaftliches Ringen um die Gewalt ist, um den Platz am Ruder des Schiffes. Man hat es in Frankreich erlebt, sobald die Julirevolution den rein politischen Vorwand der Bewegung entfernt hatte, und seitdem hat jede Krisis der französischen Gesellschaft die Symptome derselben schleichenden Krankheit in zunehmender Stärke gezeigt.

Selbstverständlich kam der Anstoß nicht aus dem „Volke", sondern aus den Reihen der Mißvergnügten des Mittelstandes. So begann die demokratische Re-

volution in Griechenland mit der Tyrannis, so waren es Cornelier, Sergier, Julier, Sprossen der edelsten Geschlechter, welche den römischen Stadt- und Legionen-Pöbel gegen die Verfassung organisirten, so erzog sich die Kirche ihre Reformatoren und Ketzer, so lieh der geniale Graf Honoré Riquetti de Mirabeau den Forderungen des Mittelstandes zuerst das zündende, hinreißende Wort. Es ist das Schicksal und die Strafe jeder selbstsüchtig verhärteten Aristokratie, daß aus ihren Reihen den Unterdrückten die Rächer, oder auch die schlimmen Verführer kommen. In den Julitagen hatte das Volk der Vorstädte die Barrikaden vertheidigt und war dann wieder an seine Arbeit gegangen; und nicht aus den Werkstätten, sondern aus den Salons der Weltleute und aus den Studierstuben der Dichter und Denker, oder doch der Schreiber, erhoben sich dann jene leidenschaftlichen, klagenden Rufe, die nur zu bald das Freudengeschrei übertönten und die ihren Wiederhall fanden überall, wo die große Bewegung nachzitterte, selbst in dem friedlichen Gebiet unserer deutschen Belletristik. Jetzt wurden die Grübeleien und Phantasien des Grafen Saint-Simon lebendig, ächte Fieberträume celtischen heißen Blutes und romanischer Unfreiheit! In eine große Familie soll sich die Gesellschaft verwandeln, jedes Mitglied behütet von der Liebe und — strengen Aufsicht der andern, Alle bewacht und getragen von dem unfehlbaren Ober-

priester und seiner gleich heiligen Gefährtin; ein dreifach destillirtes Papstthum, gewürzt mit Verheißungen „freier Liebe" und reichen Lohnes bei leichter Arbeit, ohne Verantwortung und Sorgen. Die Komödie dauerte nicht lange. Aber es ist doch bemerkenswerth, daß eine ganze Reihe bester, tüchtigster Talente auf den ungeheuerlichen Köder anbissen, und für Frankreichs Genesung hat die Auflösung des simonistischen Clubs nicht mehr bedeutet, als für den Blatterkranken das Aufbrechen und Verschwinden einer einzelnen Blatter. Das Fieber blieb in den Adern. Unheimliche Wolken zogen sich am Rande des geistigen Horizonts zusammen, während die heitere Bläue des satten Behagens vom Zenith auf die besitzenden und genießenden Classen herab lächelte. Alfred de Müssets grübelnder, blasirter Hochmuth wurde das Ideal der genialen, unverstandenen Jugend. Die Franzosen bewundern diese Ergüsse noch heute als kostbarste Perlen ihrer zeitgenössischen Dichtung. Man kann darüber mit ihnen nicht rechten, da für sie der Zauber des Wortes, des Klanges das Entscheidende ist. Es ist, als wollte ein Deutscher einem Fremden die Magie der Heine'schen Lieder demonstriren. Wer aber im Worte in erster Linie den Sinn sucht, (und das können wir dem ausländischen Dichter gegenüber niemals vermeiden) auf den macht denn doch diese französische Uebertragung Faust'scher Zweifel und Byron'schen Welt-

schmerzes einen Eindruck, wie die Laune eines verwöhnten Knaben neben der Leidenschaft des Mannes. (De Müsset's vielbewundertes und vielgesungenes Rheinlied, „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand“ hat uns immer die Schamröthe ins Gesicht getrieben, nicht für uns, sondern für den „Dichter“, der solchen Gassenhauer zum Besten gab und für das Publicum, das ihm zujubelte; und in den Confessions d'un enfant du siécle riecht es für uns abwechselnd nach der Orgie und nach der Krankenstube). Ganz anders ließen die berauschenden, leidenschaftlichen Laute der ersten Sand'schen Dichtungen die krankhafte Fiber in der Tiefe der Herzen erbeben. Da war Natur, Poesie, echter, blutender Schmerz, und doch wieder ein so gewaltiger, unverwüstlicher Strom des ursprünglichsten Lebens. Da gewann die verwegene Anklage gegen die Gesellschaft, gegen die Ehe, gegen die prunkende Alltagsmoral Fleisch und Blut, da legte die Dichtung den Finger auf die brennende Wunde. Und bald blieb es nicht mehr bei dieser neuen, bedenklichen Variation der uralten, ewig neuen Geschichte. Die Auflehnung gegen die Gesellschaft suchte nach greifbaren Handhaben, nach festen, wirksamen Formen und Stoffen. Die Schilderung der Leiden zart besaiteter, unglücklich vermählter Damen konnte die Luft der Salons und Boudoirs wohl elektrisch und schwül machen; aber das Volk ließen diese Darstellungen kalt. Da mußten an-

dere Bilder heran. Die Härten der industriellen Bewegung, die stumpfe Brutalität der Geldleute, die bittern Thränen der ums Leben ringenden Armuth, der unbeugsame Stolz des freien Arbeiters gegenüber dem Glückspilz, an sich uralte und nichts weniger als gefährliche poetische Stoffe, wurden in der effectvollen Beleuchtung des Systems gezeigt; auf einer Seite die düstern Gluthen der Hölle, zu welcher die Selbsucht der Reichen und die Bestialität der Armen diese Gesellschaft gemacht, auf der andern die Morgenröthe des Evangeliums einer bessern Zukunft. Wie man weiß, war es nicht G. Sand, sondern E. Sue der den Preis dieser Gattung davon trug. Die Verfasserin, auch des Compagnon du tour de France und des Meunier d'Angibault ist viel zu sehr Künstlerin, Priesterin der Schönheit und des Lebens, viel zu gesund und zu gut um, selbst unter fremdem, bedenklichem Einflusse den Fuß allzu tief in diesen Morrast treten zu lassen. Ihr Blick sucht instinctiv das Leben, die versöhnenden Mächte, auch wo die Sophistik des Systems sie einmal in das nächtliche Gebiet der zerstörenden Gewalten hinüberführt. Sie überließ dem großen Leihbibliothekskönig der vierziger Jahre die rein stofflichen Erfolge der „Geheimnisse von Paris“ und des „Ewigen Juden,“ die Poesie des Verbrechens, des Todeskampfes, des Schmutzes, an der sich damals nicht etwa nur die französische Gesellschaft erlabte. Merk-

würdig, beiläufig, wie in dieser schwülen dunstigen Atmosphäre sich zwei Zeugen und zwei gewaltige Streiter besserer, oder doch weniger krankhafter Kämpfe unter gleichem Drucke begegnen: Béranger und Lamennais, der Sänger der Republik und des volksthümlichen Kaisers, und der strafende Richter der „Gleichgültigkeit" in Sachen der Religion. Der Chansonnier wie der Prediger hatte auf dem Altare der Zeitbewegung geopfert. Während der Eine die „Tochter des Volks" und „die rothe Hanne" besang, von Nostradamus das Urtheil des Königthums aussprechen ließ, hatte der Andere durch „die Worte eines Gläubigen" den Fluch seiner Kirche erwirkt, und an sich selbst die Consequenzen jenes „Consensus Gentium" erfahren, den er angerufen hatte, um durch Roms ewige Macht die Gesellschaft zu verjüngen. Aber Béranger war, wie George Sand, von der heiligen Schaar des Apollo, von den Kindern des Lichts und der Schönheit und der reinen Herzensgüte, auf denen die Dünste der Zeit nicht länger haften, als der Hauch auf dem Spiegel. Als die Bewegung unheimlich wird, zieht er sich zurück, um nur noch mit den guten Genien seines Lebens zu verkehren. Nicht den Zorn, sondern die Liebe und die heitere Resignation hat er in seinen letzten Liedern gesungen. Da begegnete ihm in der grünen Einsamkeit seines Passy der verkannte, im Herzen gebrochene Priester, und er, der Sänger Lisetten's und des „Gottes

der guten Herzen" (so möchte ich den Dieu des bonnes gens übersetzen) wird ihm Herzensfreund, Tröster, Berather, scheucht ihm den Trübsinn. Sie waren zusammen gekommen in der Liebe zum Volke, und um es weiter lieben zu können, suchten sie es fortan in dem Einzelnen, in der Familie, nicht in der lärmenden Menge auf dem Markt. George Sand hat es nicht anders gemacht, und es ist ihr wohl bekommen.

Da draußen aber wurde es mit dem zu Ende gehenden fünften Jahrzehnt des Jahrhunderts trübe und trüber. Eine dumpfe, gleichgültige Stille lagerte sich auf der Oberfläche der französischen Gesellschaft. Eine nach der andern, verstummten oder vereinzelten sich doch die Stimmen der, wenn nicht immer rein melodischen und tadellosen, aber reichen und prächtigen Symphonie, mit welcher die Literatur des Jahrhunderts im zweiten und dritten Jahrzehnt begonnen hatte. Die Sensationseffecte und Scandalprocesse der literarischen Industriellen traten an die Stelle der großen ästhetischen und wissenschaftlichen Principienkämpfe der zwanziger Jahre. Ludwig Philipp speculirte in Korn, holzte die Wälder der Krone aus, sann auf reiche und einflußreiche Heirathen für seine Jungen, rieb sich vergnügt die Hände, wenn die Wahlen des „pays légal" die gewohnte, sichere Mehrheit brachten, und seine Getreuen, im behaglichen Schaukelspiel zwischen Guizot und Thiers, Thiers und Guizot sich wiegend, thaten

desgleichen in ihrer Sphäre. Die Republikaner waren verstummt. Louis Napoleon war zwar aus Ham entlaufen, aber seine Anhänger rührten sich vor der Hand nicht. Selbst der Socialismus konnte sich dem ernüchternden, erkältenden Hauche der Zeit nicht entziehen. Seine Adepten ergötzten sich in Victor Considérant's Salons an den Bildern phantastischer Glückseligkeit; sie ließen sich durch Duval, durch Cantagrel und ihre Adjutanten unterhalten von der Fülle des Reichthums, welche die „Harmonies attractives" über die Gemeinde ihres Propheten Fourier unfehlbar ausgießen müßten. Erst müßten nur unsere miserabeln Einzelwohnungen und Städte durch Phalansteres für je 3000 Menschen und darüber ersetzt sein; erst müßte in diesen Palästen die freie, d. h. durch keine ertödtende Regel der Zeit, durch keine abspannende Dauer mehr gelähmte Arbeit, die Arbeit nach Laune unsere Kräfte verzehnfacht haben; erst müßte durch die demokratische Hierarchie dem Capital, dem Talent, der mechanischen Arbeit ihr gleichmäßiger Gewinnantheil gesichert sein: dann käme der Tag der Erlösung. Keine Armen mehr, keine Plage, kein Zwang; freie Thätigkeit, freie Liebe, freier Genuß; täglich sechs Mahlzeiten von 5 Gängen und dennoch kein verdorbener Magen, denn auch unsere verderbte Körperorganisation werde dann eine andere werden! Diese Dinge wurden buchstäblich wöchentlich zweimal

gepredigt und Niemand lachte; denn wenn ein fremder Kritiker, wie z. B. der Verfasser dieser Zeilen, seinen verwegenen Fuß in den Bereich dieser Mysterien setzte, so that er klug und höflich, sein Lachen auf den Heimweg zu sparen. Es waren, oder schienen, zu gute, harmlose, brave Leute. Ihre „Démocratie pacifique," der Moniteur der Partei, sollte sich sogar einflußreicher Protection erfreuen. Die „Bibliothèques phalanstériennes" an dem Quais wurden von den vorüberwandelnden Bourgeois mit so behaglichem Lächeln betrachtet! Das letzte, kleine Rauchwölkchen verschwand 1847 von der Spitze des Vulcans. Es war eine seltsame Stille.

Und in diese Stille fiel dann eine von jenen Geistesthaten hinein, welche das Schicksal in den Stunden der Entscheidung weckt, und von deren Tragweite die menschlichen Urheber oft nicht mehr wissen, als der Gebirgswanderer von der Lawine, die als Schneeklümpchen unter seinem Fuße sich löste. Lamartine ließ seine Girondins drucken. Der sentimentale Sänger der gottergebenen, unglücklichen Liebe, der süßen Wehmuth und Demuth hatte nach der Julirevolution den Schmerz über die erste verunglückte Wahlcampagne auf den Ruinen des Morgenlandes verträumt, er hatte eine mittelmäßige Reisebeschreibung und zwei mystisch-überschwängliche Gedichte, ein schönes und verführerisches und ein krankhaft delirirendes (Jocelyn und la Chute

d'un Ange) seinen Bewunderern gespendet, war dann unter die Politiker gegangen und hatte, als „Wilder" mit den Socialisten gelegentlich ein bischen geliebäugelt, wenn auch nur, um Herrn Guizot und Ludwig Philipp zu ärgern. Jetzt entglitt seinen Lippen, wohl halb unbewußt, wenigstens gewiß ohne vorbedachte Absicht, das Zauberwort, welches den Berg Sesam der Revolution wieder einmal zu öffnen bestimmt war. Die „Girondins" sind vor dem Urtheil der historischen Kritik lange nicht so schuldig wie des Herrn Thiers Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. Lamartine ist kein machiavellistischer Bewunderer erobernder, ränkevoller Despoten, er ist kein Chauvinist, vielmehr ein aufrichtiger Mann des Friedens, es fällt ihm auch gar nicht ein, seinem System oder seinem Helden zu Liebe die Thatsachen zu fälschen: denn er hat gar kein System und keinen Helden, höchstens gelegentlich eine hübsche Heldin, Frau Roland z. B., Louise Duplair, Therese Cabarrus, Marie Antoinette, je nach Gelegenheit. Aber er vertiefte sich mit der glühenden Phantasie eines aufregungsdurstigen Dichters in das Chaos der revolutionären Gewaltthaten; diese Phantasie ließ die Intriguanten zu dämonischen Denkern, die Mörder zu Helden heranwachsen. Die bengalische Beleuchtung ließ den Schmutz und das Blut nicht erkennen. Der Leser durfte über die Opfer weinen, der tugendhafte Dichter ging ihm mit seiner Entrüstung

und seinem Mitleid voran. Aber diese Opfer starben so schön, so heroisch! Diese Henker sahen mit so stoischem Gleichmuth der Vergeltung ins Auge! Wie verschwand, wie verblaßte neben dieser Danteschen Scenerie, neben diesem Feuerstrom des Lebens das miserable, nüchterne Bürgerkönigthum, mit seinen „gesättigten" Deputirten, seinen langweiligen Budgets, seinen Coulissen- und Börsenscandalen! Das war noch ein ganz anderer Windstoß in die schlaff herab hängenden Segel, als im Jahr 1830 jenes wild-schöne Tongedicht über den neapolitanischen Fischer-Demagogen und sein tragisches Ende, welches, wie man weiß, zu zwei Volksaufständen den äußern Anlaß gab!

Und freilich hätten diese Stimmungen und Verstimmungen, diese Langeweile, diese Abgespanntheit und dann folgende Ueberreizung der Gemüther so plötzlich die Dämonen der Tiefe nicht entfesselt, wenn nicht schwere, fortgesetzte Fehler der Herrschenden hinzu gekommen wären. Wir waren es eben der Gerechtigkeit schuldig, ein Wort über die Gesetzlichkeit, die Friedensliebe, den in mancher Beziehung humanen und anständigen Sinn der Juliregierung zu sagen. Die Sache hatte aber leider auch ihre andere Seite. Es kann keine Gewalt ihren Ursprung verleugnen, und je mehr sie das will, um so sicherer ist sie, dem Schicksal anheimzufallen, das sie vermeiden möchte. War es die Erinnerung an die Intriguen, an die Gewaltschritte,

welchen er seine Wahl verdankte? War es der ererbte Antheil an den revolutionären Grundzügen der Gesellschaft, der er entsprossen war und die er beherrschte? Ludwig Philipp hat nie einen Augenblick ehrlichen Vertrauens zu dem Volke gehabt, das er regierte, und dies Mißtrauen, immerhin gereizt durch die Excesse von der andern Seite, hat alle seine Schritte beeinflußt und gefälscht. Guizot ist mit allen seinen trefflichen Vorsätzen und Theorien doch nie über die kleinen und engen Verhältnisse des Polizeistaates hinaus gekommen. Seine Bemühungen um Volksbildung vertrugen sich mit einer mehr als toleranten Begünstigung des klerikalen Unterrichtswesens, seine Appellationen an die Einsicht und den guten Willen seiner Beamten gingen Hand in Hand mit mißtrauischen, engherzigen Maßregelungen. Er scheut sich in seinen Denkwürdigkeiten nicht, das Wort auszusprechen, daß er den Widerstand, den Widerstand gegen die Stimmungen, Neigungen, Sympathieen der Parteien für die eigentliche Aufgabe seiner, wie jeder guten französischen Regierung gehalten habe und halte. Mit bloßem Widerstande läßt sich aber keine Schulclasse regieren, geschweige ein großes, geistreiches, erregbares und gar mit seinen stärksten und beweglichsten Kräften in einer einzigen Stadt centralisirtes Volk. Auf die Weise kann man schrecken, allenfalls entmuthigen und verstimmen. Aber man hüte sich vor dem Rückschnellen der Feder!

Es war zum Theil die etwas thatlose Friedensliebe der Juliregierung, aber es war noch viel mehr ihre engherzige Nüchternheit, ihr Mangel an kräftiger Initiative, ihr Widerstand gegen jeden, auch den gemäßigtsten politischen Fortschritt, welcher sie in die unsagbare Tiefe der Mißachtung hinabsinken ließ, in der sie sich im Jahre 1847 bereits thatsächlich, ohne es zu merken, befand. Mit einem wahren Galgenhumor behandelte man damals, und nicht eben nur in socialistischen Kreisen, Alles was mit der Regierung zusammen hing. Eine wahre Sündfluth des Degout und der Langweile stagnirte über Paris. Und da wurde es denn möglich, daß das alte revolutionäre Gift, das Gelüsten nach Gewaltthat, nach Erregung, Aenderung um jeden Preis, durch geringfügige Veranlassungen gestachelt, durch ein Buch erhitzt, durch die Reformfrage in Bewegung gesetzt, im entscheidenden Augenblicke durch einen eiteln, poetisirenden Declamator in eine verhängnißvolle Richtung gebracht, alle Dämme durchbrach und das Schiff wieder steuerlos machte. Zwei Momente zeichnen die Trostlosigkeit dieser Dinge in drastischer Weise. Als das Volk in die Deputirtenkammer drang, wurde Lamartine von einflußreichen Republikanern dringend ersucht, für die Regentschaft der Herzogin von Orleans zu wirken, und so den Rechtszusammenhang zu erhalten. „Er stützte beide Ellenbogen auf den Tisch," erzählt er selbst, „verbarg seine Stirn in den

Händen, rief innerlich die Eingebungen Dessen an, der sich niemals täuscht. Fast ohne zu athmen, dachte er fünf bis sechs Minuten nach." Und dieses athemlose Nachdenken entschied gegen den Willen der liberalen Parteihäupter, für den Sturz der parlamentarischen, durchaus nicht verfassungsbrüchigen Regierung. Ein paar Tage später sitzt die provisorische Regierung Lamartine's auf dem Rathhause. Man hat den ersten Ansturm der Rothen, der aus der Tiefe der Gesellschaft aufgestiegenen socialistischen „Praktiker" beschwichtigt. Nun fühlt man die Verpflichtung und das Bedürfniß, etwas Positives zu thun. „Sich der Wahrheit bewußt, daß der Instinct der beste Gesetzgeber ist," setzen die Regierungsmänner sich um einen Tisch, prüfen einige Minuten lang ihr Herz. Dann ergreift Jeder ein Stück Papier. Krampfhaft zittern die Finger, fliegen die Federn. Und einen Augenblick später ist Paris um ein herrliches Schauspiel, Europa um einen Fastnachtsscherz reicher. Die dreifarbigen Schärpen der instinctiven Gesetzgeber leuchten von der Tribüne auf das unten versammelte Volksmeer herab, stürmischer Jubelruf folgt der Verkündung — der Aufhebung der Todesstrafe, der Negersklaverei, der Paßbeschränkungen, des Wahlcensus. Und Europa jubelte mit und war trunken! Wir haben es Alle mitgemacht und wollen uns jetzt nicht für weiser ausgeben, als wir gewesen sind. Das revolutionäre Princip, die Herrschaft der Phantasie

und der Leidenschaft über den Gedanken, hatte wieder einmal „triumphirt.“ Gallia's Wangen glühten hochauf im Fieber, ihre Augen blitzten und ihr dämonischer Blick fuhr zündend weit hinaus in die Herzen der Völker. Was dann gefolgt ist und folgen mußte, in seinem Verlauf zu betrachten, wird, wenn nicht hoffnungsvoll und erfreulich, so doch desto lehrreicher sein.

## Dritter Vortrag.

# Das zweite Kaiserreich.

Vor Kurzem veröffentlichte Etienne in der **Revue des deux Mondes** einen Aufsatz über „die Stadt der Intelligenz.“ Selbstverständlich sprach er nicht von Berlin, sondern von Paris. Das Dogma vom „Gehirn der Welt“ findet in Frankreich immer noch seine Priester, und wo es zu hart gegen die Thatsachen anstößt, kommt ihm neuerdings die „Zwei-Seelen-Theorie“ zu Hülfe. „Seit achtzig Jahren stehen in Paris zwei Gewalten einander gegenüber; ihr Kampf bestimmt die Schicksale Frankreichs, Europas. Die eine ist schöpferisch, erhaben, segenbringend. Sie ist für das Land, was der leuchtende, wärmende Sonnenstrahl für die Erde. In ihr drängt sich die Volksseele zusammen, die geistige Kraft von fünf und dreißig Millionen. Sie ist die wunderbare, glorreiche Frucht jener großartigen Einheit, zu welcher das französische Volk früher, voll-

ständiger heranwuchs, als irgend eines, seit dem Untergange des alten Rom. Sie lieh vor achtzig Jahren dem Gedanken der Menschenrechte seine welterschütternde Sprache, sie machte die Namen der Republik, des Kaiserreichs unbezwinglich durch die Ideen des Vaterlandes und des Ruhmes; sie versammelte später die Vertreter aller Völker, aller Wissenschaft, aller Kunst auf dem heiligen, gastlichen Boden der „Welthauptstadt", um das allein und überall gültige Diplom der Meisterschaft dort zu empfangen. Dies Paris war die nationale und die internationale Stadt, die Stadt schlechtweg, das moderne Rom und das moderne Athen zusammen. — In seinem Schoße aber hatte sich gleichzeitig ein anderes Wesen entwickelt. Nicht nur die Intelligenz einer großen Nation hatte sich an den Ufern der Seine zusammen gefunden, sondern auch ihre Leidenschaft, ihre Noth, ihre Krankheit. Neben den Helden des Gedankens barg die große Stadt dessen Charlatane und Komödianten: der getäuschte Ehrgeiz litt dort die Qualen des Tantalus beim Triumphe des glücklichen Genies; der talentlose Glücksritter schärfte seinen Hunger an den Erfolgen des großen Industriellen. Die impotente Begierde stierte mit lüsternem Auge auf die Feste der Macht und des Reichthums. Alle Krankheitsstoffe, aller Bodensatz einer großen Nation, ja, eines Welttheils, sammelte sich in den Tiefen einer Gesellschaft, auf deren glänzender

Oberfläche die Civilisation ihre reichen Blüthen entfaltete. Dort sah man die wunderbaren Handhaben vor sich, welche Kraft und Besitz von fünf und dreißig Millionen Menschen dem zu Füßen legen, dem es gelingt, sie mit festem Griff zu fassen. Mehr als einmal hatte das Wagniß einer Stunde über den Besitz des Zauberstabes, der centralisirten Regierungsgewalt, entschieden. Schien da noch Etwas unmöglich für das kühne Wagen? Welches System war so unsinnig, welches Gelüsten so frevelhaft, dem der günstige Augenblick nicht Befriedigung versprach? Auf wie lange freilich? Aber kennt die Kühnheit, die Leidenschaft dies elende Wort? Ist doch ein Tag vollen, grenzenlosen Genusses mehr werth, als Jahre kläglicher Entbehrung! So erzeugte sich in dem leichtblütigen Volke neben dem Cäsarismus der Catilinarismus: Zwillingsbrüder, Kinder der aus der Zucht des Gedankens gelaufenen Selbstsucht. Die Stadt der Intelligenz wurde die Stadt der Revolution. Anarchie und Despotismus, die improvisirte und die organisirte Gewaltherrschaft, wechselten nach Gelegenheit. Der gesellschaftliche Lebensproceß setzte sich aus den Paroxysmen und den Ermattungspausen eines Wechselfiebers zusammen."

So ungefähr die Anschauung Etienne's, die das Uebel, wenn nicht auf seine letzten Quellen zurückführt, so doch nicht schlecht beschreibt. Für sie ist das

zweite Kaiserreich nur ein Waffenstillstand, eine Ermattungspause von zwanzigjähriger Dauer. Das Jahr 1871 setzte nur fort, was 1848 begonnen. Was dazwischen liegt, habe an den Grundverhältnissen nicht das Geringste geändert. Eine Stunde des Mißmuthes, der Langweile, des Aufregungsbedürfnisses hatte im Jahre 1848 den „Feinden der Gesellschaft" die Bresche geöffnet: d. h. der hungrige Ehrgeiz des Proletariats im Frack überrumpelte die sorglosen Inhaber der Staatsmaschine und stürzte sich gierig auf das lange umlungerte Mahl. Eine ähnliche Stunde der Verstimmung, des Schmollens mit der Regierung lieferte im März 1871 die Stadt in die Hände der Rothen. Die Februarhelden aßen das Brod des Staates in den Nationalwerkstätten, die Communards holten sich als Nationalgardisten ihren Sold. Die Commune tagte 1848 im Prado; 1871 spielte sie im Stadthause ihr Stück. Damals wurden die Tuilerien und Neuilly nur geplündert, diesmal nahm man das Petroleum zu Hülfe. Im Juni 1848 erschoß man den Erzbischof Affre auf der Barrikade, da er zum Frieden mahnte. Im Mai 1871 starb Herr Darboys im Hofe von Roquette den Märtyrertod. Gemeinsam ist beiden Ausbrüchen die Rolle der Frauen, nur daß die Amazonen und Petroleusen von 1871 ihre Sache besser und großartiger machten, als die Vesuviennes von 1848 und als Robespierre's Tricoteuses im Jahre 93. Das

atheistische Faseln, der Grimm empörter Sklaven gegen die Kirche, welche den Gedanken ächtet, war allen drei Ausbrüchen gemeinsam. Der Unterschied zwischen den beiden letzten ist nur, daß man 1848 noch von Ideen sprach und sich heldenmüthig schlug, 1871 aber waren beide Standpuncte so ziemlich überwunden. Die nackte Gewaltherrschaft, das einfache Umdrehen des Spießes war das Programm, und der Kampf war eine Art Wettrennen in Säcken. Getrennt aber werden die Krampfanfälle der beiden Unglücksjahre durch eine Periode erzwungener Ruhe, mechanischer Gewaltherrschaft. Die „Idée Napoléonienne" hielt 1851 mit Meineid und Mord ihren Einzug, herrschte durch den Selbsterhaltungs- und Genußtrieb einer desorganisirten Gesellschaft, entfaltete die Wunder des geschickten und glücklichen Despotismus, verfiel dann dem Fluche ihres Princips und wurde in ihrer letzten Stunde das widerwillige Werkzeug der Vorsehung für die durchgreifendste Umlegung der Machtverhältnisse, welche Europa seit zwei Jahrhunderten erlebt hat. Wir in Deutschland sind bei allen diesen Dingen in so hohem Grade mitgenießend und mitleidend gewesen, daß wir in ihrem Spiegel einen guten Theil unserer eigenen, innern und äußern Geschichte erblicken: und wenn unser Genius im entscheidenden Augenblicke die Netze zerriß und auf eigenem, höherm Wege empor stieg, so ist ihm das Glück oder vielmehr das sichtbare Eingreifen der

Vorsehung dabei wenigstens eben so sehr zu Gute gekommen, als die eigene Kraft. Auf jeden Fall ist die zweite napoleonische Tragödie bei uns jenes Antheils sicher, welchen das Bewußtsein ähnlicher Natur und ähnlicher Gefahren dem Bilde fremden Leidens gewährt. Sorgsamste Betrachtung und Prüfung ist hier eher am Orte als die Gebehrde des Pharisäers. Vor dem Tone, den die französische Presse zur Stunde noch fast ausnahmslos gegen uns anschlägt, wolle uns Gott in Gnaden bewahren.

Wer den Staatsstreich vom December 1851 mit politischem Bewußtsein erlebt hat, wird die Eindrücke jener furchtbaren Tage so leicht nicht vergessen. Wir waren längst nicht mehr die lustigen Sonntagskinder des Völkerfrühlings und glaubten uns gegen Ueberraschungen durch neue Großthaten der Ordnungspartei so ziemlich gefeit. Windischgräz, Haynau, Jellaziz, Radetzky, Paskiewitzsch hatten uns gezeigt, wie man Völker beruhigt. Die Galgen von Temesvar, das Gemetzel von Brescia, die Füsilladen von Rastadt hatten das Nationalitätenprincip erläutert; unsere Pioniere hatten den Kroaten jene Brücke über die Elbe gebaut, deren sie zur Entwaffnung unserer Bundesgenossen bedurften; Hannibal Fischer hatte sein Werk an der „deutschen Flotte" gethan. Die „umgekehrte Wissenschaft" und die „wahre Freiheit" waren überall munter am Werke. Aber in allen diesen Fällen hatte

es sich doch um Herstellung historischen Rechts gegen idealistische Ansprüche gehandelt. Die Gewaltthat, von unten ausgegangen, hatte von oben her Widerstand gefunden, und dessen Uebermaß war durch die Heftigkeit des Angriffs vielfach erklärt, wenn nicht entschuldigt. Wie war das, was die Decembertage aus Paris brachten, doch so ganz anderer Art! Der höchste Beamte der französischen Republik fällt bei Nacht, wie der Wolf in die Hürde, über die Volksvertretung her. Er zerreißt die Verfassung, der er freiwillig und wiederholt Treue geschworen, der er seine ganze Stellung verdankt. Er verhaftet die Volksvertreter; seine Spießgesellen säubern die Straßen mit Kartätschen; Casinos, Clubhäuser verwandeln sich in Schlachtbänke. Es geschehen Dinge, die beinahe jene Orgie der Wuth rechtfertigen, in der nachher Victor Hugo schreibt: „Dieser Mann kommt vom Schindanger; dieser Mensch hat dampfende Hände, wie ein Metzger; er kratzt sich damit hinter dem Ohre, lächelt und erfindet Witze, wie einst Julie d'Angennes. Er vermählt den Geist des Hotel von Rambouillet mit dem Geruch von Montfaucon. Das ist selten. Wir werden Beide für ihn stimmen. Nicht wahr, Herr von Montalembert?" Und dann die Deportationen, und das Gemetzel und die Standgerichte in den Provinzen, und die Verbannungen, und zum Schluß: Sechs Millionen Stimmen für den „Retter der Gesellschaft," allgemeiner Jubel der Ordnungspresse,

überall eilige Anerkennung des Staatsstreichs, selbst durch das „freie England,“ endlich, ein volles Jahrzehnt hindurch, ein sich überstürzender Wetteifer der Nachahmung, wenn nicht der Füsilladen und des Deportirens (die hatte man anderwärts nicht einmal nöthig), so doch der Maßregelungen, der Preß- und Beamten-Verfolgungen, der Wahlbeeinflussung, des Liebäugelns mit allen geistesfeindlichen Mächten, mit dem Aberglauben und insonderheit der Geld- und Genußgier. Das Jahrzehnt der „Napoleonischen Idee“ hat sich leserlich eingeschrieben in die Jahrbücher des neunzehnten Jahrhunderts. Es wird sich Niemand mit Unwissenheit entschuldigen können, der künftig wieder zu ihrer Fahne schwört; für die Franzosen aber, soweit sie des Lesens und Denkens fähig waren, konnte die Entschuldigung schon damals nicht gelten, auch nicht einmal die Berufung auf die republikanischen Eide des Prinzen. Der Mann, welchem mehr als fünf Millionen Stimmen im Herbst 1848 die Hut der Republik übergaben, dem man es gestattete, einem „freien“ Staatswesen den Eid der Treue zu schwören, er war kein Unbekannter, kein Neuling. Seine Jugend war eine Schule der zweideutigen Abenteuer und der Verschwörungen gewesen. Sein erstes Auftreten in Frankreich (er war damals 28 Jahre alt) begann mit Verführung eines Regiments zum Eidbruch und endete mit dem Bruch des Ehrenwortes, dem er seine Freiheit ver-

dankte. Der Gedanke dieses Lebens war die Beerbung des Kaisers, die Wiederaufrichtung des napoleonischen Systems gewesen. Er hatte Ausdruck gefunden in zahlreichen Schriften, so deutlich und bestimmt, daß Täuschung eben nur möglich war, wo man getäuscht sein wollte. Eine allmächtige Regierung, vom Volke gewählt, nur diesen Wählern, d. h. dem Erfolge, der brutalen Gewalt der Thatsachen verantwortlich, freie Bahn für jedes ehrgeizige oder erwerbslustige Streben, militärische Uebermacht nach Außen, Gehorsam, Ruhe, Genuß daheim: das war, der Phrasen entkleidet, der Katechismus der „neapoleonischen Idee," wie er in allen Jugendschriften und späteren Kundgebungen des Kaisers sich ausspricht. Nicht trotz, sondern wegen dieser Grundsätze und wegen des welthistorischen Namens der sie vertrat, wählten die Sieger der Junischlacht, die Kleinbürger und die Bauern den Prätendenten zum Hüter ihrer „Republik", und kaum war das Blut der Opfer getrocknet, so machte feste glückliche Handhabung desselben Systems den Decembermann wirklich und wahrhaftig zum Liebling des französischen Volkes, wenigstens der großen Mehrzahl. Die Revolution, das organische Gewaltprincip hatte wieder einmal sein Werk gethan. Das Bedürfniß der Aufregung war gesättigt, der Fanatismus der Ruhe, des Besitzes, des Genusses trat in seine Rechte. Wie sollte er nicht zu dauernder Herr-

schaft erstarken, wenn das System ihm gar noch die süßen Aufregungen der Eitelkeit in reichem Maaße zuführte? War, oder schien, der Decembermann „mit den dampfenden Händen" nicht der Schiedsrichter Europas? Als das Kaiserreich „noch der Friede war" sah Paris keinen Geringern als den Kronprinzen von Preußen in seinen Mauern, um in einer Ehrensache der Hohenzollern (in dem Streit um Neuenburg) den Schiedsrichterspruch zu empfangen. Dann traf der erste Schlag den Czaren. Der Schlußstein der heiligen Allianz wurde zertrümmert. Englands Flagge wehte, in zweiter Linie, neben der Tricolore. Oesterreich war von Rußland gelöst, wie längst schon von Preußen. Was war da nicht zu hoffen! Zwar, der Ruhm von Sebastopol war theuer, sehr theuer, aber war Frankreich nicht reich genug, ihn zu zahlen? Folgten den „Wundern" des glorreichen Krieges nicht die noch weit schöneren Wunder der goldenen Aera des „Credits"? Crédit mobilier, crédit foncier! Pereire, Hausmann, Morny, Mirès! Welche Zaubernamen! Es waren die ersten Flitterwochen des „Gründerthums." **Fortuna audaces!** Das Glück hilft dem — Frechen! Und diese Schöpfungen, diese Wunderwerke der „napoleonischen Idee!" So Etwas hatte ja die Welt noch nicht gesehen seit den Tagen des Augustus und — des Nero! Frankreich mit Eisenbahnen überziehen, den Ueberschwemmungen zurufen „bis hieher und nicht

weiter; Paris abbrechen und an seine Stelle eine Mährchenstadt bauen; in Panzerschiffen und Riesenkanonen den Vorsprung vor England gewinnen! Das war ein Spielwerk für die napoleonische Idee, für jenes erhabene System, das ein Volk von fünf und dreißig Millionen handeln und — denken ließ, wie einen einzigen Menschen. Ja, auch denken — bis auf einen gewissen Punkt, versteht sich. Die Macht des Erfolges, der Furcht und der Hoffnung erwies sich gewaltig bis in das innerste Heiligthum der Volksseele hinein. — „Es giebt nur einen Journalisten in Frankreich, den Kaiser," sagte Jules Favre. Es war Etwas daran, auch abgesehen von den Verwarnungen, den Suspensionen und den Subventionen. Zwischen 1851 und 1860 hatte das Wort, hatten die Proklamationen und die Pamphlete des Kaisers einen Zauber, dem selbst Starke nicht widerstanden, hüben wie drüben. Seinen Neujahrsgrüßen, seinen Orakelsprüchen lauschte die Welt. Sie machten das Wetter, nicht nur an den Börsen und in den Kabinetten, sondern zu nicht geringem Theil selbst in der unabhängigen öffentlichen Meinung.

Daß solche Erfolge auch in der geistigen Arbeit des Volkes sich ausdrücken mußten, liegt auf der Hand. Noch weniger als anderwärts ist in Frankreich die Dichtung ein Ding für sich, ein freies über der Wirklichkeit schwebendes Spiel der Phantasie und des Gedankens. Die französischen Romantiker haben zu ihrer

Zeit viel Gerede von „l'art pour l'art", von der Kunst um der Kunst willen gemacht. Das war in Frankreich noch weit mehr Redensart als anderswo. Kein Künstler kann auf die Länge des Beifalls, des Publikums, des Erfolges entbehren, am wenigsten aber die wackeren Pariser. Dafür sorgt der überwältigende Zauber eines Pariser Erfolgs, dafür der goldene Regen, welchen das französische Preßgesetz und die französische Sitte, (die gute Gesellschaft entlehnt dort die Bücher nicht, sondern sie kauft sie) über den Glücklichen ausschütten. Wer so zahlt, und so straft, wie Frankreichs „öffentliche Meinung", der wird gut bedient. Die Geister dienen, und die Leiber, und die Werke der Lieblingsdiener gestatten einen guten Schluß auf die Stimmung, die Laune, den Charakter des Herrn.

So hat denn auch jene Waffenstillstands- und Feststimmung des zweiten Kaiserreiches in der französischen Dichtung, und nicht ausschließlich in ihr, eine Spur zurückgelassen, deren eigenthümlichen Glanz man wohl mit dem eines Oelfleckes auf einem Bilde vergleichen könnte, ohne deswegen einen andern Vorwurf, als den der Unhöflichkeit zu verdienen. Wir sagen: mit gutem Bedacht, nicht ausschließlich dort! der „Oelfleck" hat weiter gefressen, denn, wer die Vorbilder verurtheilt, wird ohne Ungerechtigkeit die Nachahmer nicht loben dürfen, und wenn der Wirth eines schlechten Hauses gemieden wird, so pflegt man vor seinen Gästen auch

nicht übermäßige Achtung zu haben. Dennoch wird es freilich nicht dasselbe bleiben, ob die müssige, blasirte, neugierige „gute Gesellschaft" in Deutschland, England, Amerika, und wo sonst noch, gelegentlich ihr Unterhaltungsbedürfniß und ihren Kitzel bei den Flaubert, Feydeau, Dumas Fils, Barrière und ihren Nachahmern dritten und vierten Ranges zu Gaste bat und bittet, oder ob solche Werke und solche Stoffe eine ganze Periode hindurch die eigentlichen Massenerfolge in einer nationalen Literatur erobern. (Daß wir damit nicht das ganze französische Publikum in einen Topf werfen, versteht sich von selbst und wird später sich ausdrücklich zeigen). Die Bewegung war übrigens mit Nichten eine neue und unerhörte, vielmehr nur das natürliche Anwachsen einer schon in den vierziger Jahren ausgebrochenen Krankheit. Es sind nicht Unterschiede der Art, sondern solche des Grades, welche den jüngern Dumas und Barrière von Scribe sondern, und Flaubert und Feydeau von Balzac. Längst beherrschte der Geist der nüchternen Lebensklugheit die Bühne, der Sinnenkitzel und Nervenreiz den Roman. Man wurde nur deutlicher, positiver, platter, seit die Gewaltthat, die glückliche Speculation, die rücksichtslose Genußsucht ganz offen und ungescheut die Höhen des Lebens beherrschte und die Ideale, eines nach dem andern, zum Kinderspott wurden. Man erinnert sich wohl noch an die Schilderung, welche Emil Montegut im Jahre

1859 von dem Ideal des modernen jungen Franzosen entwarf, wie die Dramatiker der Zeit ihn doch einmal darstellen sollten, um ihren Gemälden Inhalt und Farbe zu geben: „Er ist mit erhabenen und edeln Eigenschaften ausgestattet, aber mit einer materiellen Gesellschaft in Berührung gebracht, macht er den Menschen seiner Zeit sich äußerlich gleich, um nicht ihr Opfer zu sein. Schnell erkennt er, daß es eine Dummheit wäre, seine Empfindungen oder seine Großmuth an eine Welt zu verschwenden, die diese Eigenschaften als Luxus ansieht. Von nun an wird die Furcht, der Betrogene zu sein, der Beweggrund aller seiner Handlungen, und der Abscheu vor dem Lächerlichen wird das Criterium seines Benehmens. Er sieht die Welt gegen sich bewaffnet und sucht vor Allem, sie mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Der Härte setzt er den Egoismus entgegen. Er hat weder Vertrauen noch Mißtrauen in Bezug auf die, mit denen er umgeht. Er hat die ruhige feste Ueberzeugung, daß sie ihn zu ihrem Vortheil mißzubrauchen bemüht sind, und daß er sich also darauf einrichten muß, sich ihrer zu seinem Nutzen zu bedienen. In der gesellschaftlichen Organisation sucht er nichts Anderes, als einen gegenseitigen Austausch von unmittelbaren Diensten, die sich in unmittelbaren Vortheilen bezahlen müssen. Er ist hart und grausam mit Gewissensruhe. Wenn er großmüthig ist, so geschieht es mit Stolz und ohne Wärme;

thut er das Gute, so thut ers mit Verachtung. Sein Haß hat keine Zähigkeit, weil der Haß ein Gefühl ist, das Nichts einträgt. Er hält es für ebenso unnütz, sich zu rächen, als zu verzeihen; aber er vergißt Nichts. So, mit Gleichgültigkeit, Härte und Egoismus bewaffnet, geht er in das Leben hinein, nur von sich selbst Etwas erwartend, überzeugt, daß der Mensch der natürliche Feind des Menschen ist. Sein Gewissen mahnt ihn, Niemanden zu fressen. Aber nachdem diese negative Pflicht erfüllt ist, wird es sein unbestreitbares Recht bleiben, bis aufs Aeußerste zu kämpfen, um nicht gefressen zu werden. Das ist der Typus des jungen modernen Franzosen, wenn er wahrhaft, moralisch, und wohl beanlagt ist. Nun schließe man auf das, was er sein muß, wenn er unmoralisch und geistlos ist." — Und nicht genug, daß über dieser Gesellschaft die kahle materielle Gewalt, hier als emporgekommener Verschwörer, dort als Glückssoldat, dort als allmächtiger Beamter, überall aber in der unwiderstehlichen Form des Geldes ihr Scepter schwang. Diese Gewalt hatte auch noch die Unglücksquelle weit geöffnet, aus der das ganze Verderben ursprünglich geflossen. Das Werk der Jugend- und Volksvergiftung durch die ultramontane Kirche ist unter keiner Regierung ungehinderter vorwärts gegangen, als während des zweiten Kaiserthums. Schon die Februarrepublik hatte sich nicht geschämt, ihre Soldaten gen Rom zu senden, um Italien nicht auf-

kommen zu lassen und um die Stimmen der Bauern zu gewinnen. Als dann der Staatsstreich gelungen war, feierte ihn Bischof Dupanloup in Orleans durch ein mächtiges öffentliches Autodafé freisinniger Bücher. Das Material wurde von der „geretteten" bußfertigen Bevölkerung freiwillig in Massen geliefert. Was später dem Kaiser an Gefügigkeit gegen die Schwarzen etwa abging, das ersetzte bekanntlich seine schönere Hälfte. Der Bund wurde geschlossen auf Leben und Tod. In dem Maaße wie das Theater cynischer wurde, ward die Schule jesuitischer. Freisinnige Lehrer wurden beseitigt. Die „guten Grundsätze" triumphirten neben den lustigen Sitten. Im Jahre 1863 bezeichnete George Sand (in Mademoiselle la Quintinière) stark aber kaum übertrieben das Ziel dieser Bewegung: Vernichtung des socialen Gewissens und Aufgeben der menschlichen Würde." Schon heute könne man dem ehrlichen, denkenden und freimüthigen jungen Franzosen am Beginne seiner Laufbahn zurufen: „Hüte dich. Der Mann der Vergangenheit, (der Schwarze) lauert, um sich mit dir zu messen! Bist du ein Mann der Wissenschaft, so wird er dir den Weg zu einem Lehrstuhle vertreten: bist du Schriftsteller, so werden seine Organe dich verhöhnen, verleumden. Bist du Künstler, so wird er durch seine Banden dich auszischen und steinigen lassen, wenn er kann; Politiker, so wird er dir die Wege des Handelns verschließen und sich bemühen,

dir die Wege des Gefängnisses und des Exils zu öffnen. Bist du Gatte und Vater, so wird er dir das Vertrauen deiner Frau und die Achtung deiner Kinder streitig machen: denn er ist überall." Unter diesen Gestirnen entstand denn die Demi-Monde-Literatur, während sich die Klöster und die kleinen Seminare vervielfältigten. In Rom bezogen kaiserliche Truppen und freiwillige, französisch-päpstliche Zuaven abwechselnd die Wachen, nachdem der Republikaner Lamoricière bei Castelfidardo seine Lorbeeren gegen eine moderne Märtyrerkrone vertauscht hatte. Belmontet besang bei des kaiserlichen Prinzen Geburt, salbungsvoll das „neue blondlockige Jesuskind" und alle Frommen stimmten ein. Politische Abenteurer, Glückssoldaten, finanzielle Genies, elegante Damen, ganze und halbe, große und kleine, journalistische Klopffechter, Beichtväter und Bischöfe gaben den Ton einer Gesellschaft, deren große, entscheidende Masse über das Steigen der Rente und der Actien und eine ungenirte Verwendung des leicht gewonnenen Geldes hinaus kaum mehr einen Wunsch zu haben schien. Es war die Epoche der Persigny, de Morny, Rouher, der St. Arnaud, Pelissier, Bazaine, Palicao, der Pereire, Hausmann, Mirès, der Laguerroniere, Cassagnac und About, der Eugenie, Mathilde, Therese und — Marguerite Bellanger, der Dupanloup und Genossen. Die Literatur, d. h. die Tagesliteratur, welche dem System diente und es ausbeutete, spiegelte

diese Gesellschaft wieder, wie das Sumpfwasser den Schierling. Die „Bohème," die literarischen, arbeitsscheuen aber scrupellosen Abenteurer und Vagabunden hielten auf den Spuren des, wie die meisten Bahnbrecher schlechter Richtungen, persönlich liebenswürdigen Henri Murger ihren Einzug in die Dichtung. Der Realismus im schlimmen und schlimmsten Sinne, die wohlgefällige Abconterfeiung des Gemeinen, beherrschte Theater und Roman. Man ergötzte sich an Stücken, in denen die Söhne den lüderlichen Vätern den Text lesen, an Romanen, in denen nicht mehr die Ehemänner eifersüchtig auf die Hausfreunde werden, sondern umgekehrt, (man denke an die unsagbare Hauptscene in Fanny). Der Schmutz, der Aussatz, die Krätze wurden unter die Loupe genommen. Wo das moderne Leben nicht mehr ausreichte, mußte das Alterthum und der Orient herbei, um unerhörte Bilder der Lüsternheit und des Grausens zu liefern, (wie in Flauberts Salammbô). Und als das große Theaterpublicum der Hauptstadt auch die Camelien-Damen, die „Marmormädchen," die „Lionnes pauvres" nicht mehr pikant fand, mußte das Feenmärchen, das ganz sinnlose Ausstattungsstück den Vorwand zu leichten Toiletten und unzweideutigen Scenen hergeben. (Man denke an die Biche aux bois!) Ergötzlich schilderte Paul Lindau vor acht Jahren die zu dem Allen gehörige Würze der kaiserlich-patriotischen Volksdichtung, deren

Erziehungsresultate unsere Soldaten vor zwei Jahren studirt haben. Mocquard, des Kaisers Secretär, Victor Séjour, d'Emmery sind die Vertreter der Gattung. Sie lösten mit unfehlbarer Wirkung für das Théâtre du cirque impérial die Aufgabe, gloire auf victoire, France auf vaillance, succès auf Français zu reimen und heldenmüthige Unteroffiziere, übermüthige Rekruten, verzweifelnde feindliche Generale und deren für Frankreichs Helden schwärmende Töchter passend in Scene zu setzen. Was die Absperrung gesunder Geistesnahrung, pfäffische Erziehung, rast- und zügellose Jagd nach Erwerb und Genuß noch etwa übrig gelassen an naiver, idealer Anschauung, das wurde, in phantastische Eitelkeit umgesetzt, dem System dienstbar gemacht. Die Ruhesehnsucht des Bauern, die Herrschsucht des Klerus, der Fanatismus des ländlichen, das Aufregungsbedürfniß des städtischen Pöbels, der Materialismus der mittlern und höhern Stände wurden mit Geschick und Glück in den Dienst des Systems genommen: Keine sauberen Geister, aber desto stärkere, so lange der Meister das Zauberwort nicht vergißt, dem der Erfolg gehorcht. Die krystallisirte Revolution hatte die gluthflüssige abgelöst. Romieu und seine Gesinnungsgenossen feierten triumphirend die „Aera der Cäsaren." Es war wirklich in vieler Beziehung ein Stück altrömischen Verfalles, es war die Erneuerung des rein mechanischen Gewaltstaates als Versiche-

rungsanstalt für alle selbstischen Triebe, was sich da am hellen, lichten Tage in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, groß und breit auf die europäische Weltbühne pflanzte.

Da fragen wir denn billig: Hat so Unerhörtes sich ohne Widerstand vollzogen? War der französische Geist, das französische Herz wirklich erstorben? Hat die unparteiische Betrachtung von keinen Frühlingsboten in diesem langen, öden Winter zu berichten? Hat die bessere, unvergängliche Volksseele sich nirgend geregt, und wäre jene reiche, ruhmvolle Werkstätte der Culturarbeit, die sich Frankreich nennt, fortan wirklich verurtheilt, die entscheidenden Anstöße von Außen zu empfangen, wie eine desorganisirte, leblose Masse?

Bekanntlich fehlt es in Deutschland und anderswo augenblicklich nicht an Stimmen, die sich berechtigt glauben, solche Fragen laut zu bejahen. Für sie ist Frankreich todt und beseitigt, des Denkens unfähig, der Lüge, der Phrase, der Sünde verfallen; heute noch ein Gegenstand müheloser Abwehr; morgen vielleicht schon der Theilung.

Daß wir unsererseits solche Ansichten für sehr voreilig, für etwas — französisch halten, haben wir zu sagen kaum nöthig. Am allerwenigsten erscheint uns das Kriegsunglück von 1870 und 1871 maaßgebend für die innere Lebenskraft eines so reich ausgestatteten Volkes. Aber wir möchten noch einen Schritt weiter

gehen. Wir halten jene Worte für keine inhaltlose Täuschung, (trotz der grausamen und trostlosen Gegenwart) die Forcade 1860 schrieb: „Die Zeit der Entmuthignng sei für die Freiheit und ihre Freunde vorüber. Der edle Saft steige empor und die fruchtbaren Zweige, an denen sich unsere Jugend genährt, zeigen wiederum schöne Früchte". Das Kaiserreich ist mit nichten eine unbestrittene Herrschaft der Fäulniß und des Verderbens gewesen. Wohl war die Atmosphäre des Landes mit giftigen Dünsten erfüllt, wohl wucherte das Unkraut und machte sich breit. Aber in der Tiefe des nationalen Bodens haben sich auch edle und kräftige Keime geregt; andere sind von auswärts hinzugekommen; man hat sie herbeigeholt, gepflanzt, gepflegt. Es war eine aufsteigende Bewegung bemerkbar in der Tiefe des Chaos, und sie schien nur eines freundlichen Sonnenblickes, eines frischen Luftzuges zu warten, um sich kräftig zu entfalten. Daß es dann vorläufig anders, und so entsetzlich verhängnißvoll gekommen ist, scheint uns nur zum Theil eine nothwendige Folge des kaiserlichen Systems. Es mußten bestimmte rein persönliche Verhältnisse hinzutreten, um den Sturz so vollständig, jäh und gräßlich zu machen. Die Katastrophe, der wir beigewohnt, ist, so gesehen, vielleicht die vollendetste, erschütterndste Tragödie, welche die Weltgeschichte enthält. Ob sie aber zum Tode oder zur Auferstehung führen wird, darüber heute so abzu-

sprechen, wie es seit einem Jahre von einem Theile unserer jungen und jüngsten Geschichtsphilosophen vielfach geschehen ist, sind wir nicht lieblos und halten wir uns nicht für scharfsinnig genug.

Zunächst möchte die Erinnerung an gewisse Thatsachen der letzten beiden Jahrzehnte zweckmäßig sein, die auf einem, wenn auch noch so skizzenhaften Bilde der Kaiserzeit nicht fehlen dürfen.

Nur beiläufig und ohne besonderen Nachdruck zählen wir zu ihnen die bessern und tüchtigern Leistungen der neuesten französischen Dichtung. Nicht, daß wir diese an sich so ganz gering schätzten. Nicht ohne Achtung und freudige Empfindung geht der unbefangene Literaturfreund vor allen Dingen an jenem Häuflein rüstiger Veteranen vorüber, ruhmbedeckte Ueberreste des einst so glänzenden romantischen Heeres, welche in den Tagen der Ernüchterung und des Abfalls der Jugend die unschätzbare Lehre des Beispiels gaben. Nur Wenige, wie Mérimée und den milden, liebenswürdigen Saint Beuve hat die Verführungskunst des Kaisers bezwungen. Der Verfasser der Causeries de Lundi mochte den „Starrköpfen" entgegenhalten, „daß man den Dingen nicht zürnen müsse, weil sie sich doch nicht daran kehren." Er hat mit seiner Resignations-Philosophie unter seinen Jugendgenossen keine Proselyten gemacht. In unverwüstlicher Kraft und Frische, und von mancher Thorheit geheilt, trägt G. Sand bis auf

den heutigen Tag das Banner der Humanität und der poetischen Freude an Natur und Menschen, ein ächter Dichter, wie Frankreich deren nicht viele hatte. Man muß über die Albernheiten ihres Kriegstagebuchs nicht zu hart mit ihr ins Gericht gehen. Was soll eine Frau, eine Dichterin schließlich thun, wenn alle Welt ihr täglich, stündlich den leidenschaftlichen Unsinn vorredet, und wenn ihr Herz, wie ja doch nicht zu verwundern, auf der Seite der Erzählenden ist? Ihre Schauergeschichten von preußischen Offizieren, die in Frankreich gewerbsmäßig Pianofortes stahlen und ähnliche leicht einzusteckende Andenken, sollen uns den Genuß an ihrer unverwüstlichen Gestaltungskraft und an ihrer Herzensgüte nicht verderben. Auch Edgar Quinet, der jetzt radotirt wie die Andern, hielt sich während der Kaiserzeit frisch und gesund. Seine Jugend- und Bildungsgeschichte namentlich (Histoire de mes Idées) war in den Blüthetagen des Kaiserreiches (1858) eine schöne Erinnerung an bessere Zeiten. Victor Hugo hat Viel gesündigt, Viel „ins Unreine gesprochen," wenn der Ausdruck erlaubt ist. Wir werden darauf noch zurück kommen müssen. Aber seine unverwüstliche Schöpferkraft, seine Meisterschaft in der Sprache, seine unabhängige Gesinnung haben sich während der kaiserlichen Sonnenfinsterniß im Exil nicht verleugnet. Seine Contemplations, seine Légende des Siècles enthalten Stücke, die während der fünfziger Jahre an die

besten Zeiten der französischen Romantik erinnerten, und auch in den Misérables ist trotz aller phrasenhaften Geschwätzigkeit die Klaue des Löwen nicht zu verkennen. Auch das Theater des zweiten Kaiserreiches verdankte seinen weitgreifenden Einfluß auf die Modewelt aller Culturvölker, auch des unsrigen, denn doch nicht ausschließlich dem Buhlen mit dem oberflächlichen Unterhaltungsbedürfniß oder gar mit den schlimmen, materiellen Instincten der Epoche. Die Hauptsache in der Kunst bleibt eben immer — die Kunst, die schöne, harmonische oder, wenn das nicht, die anmuthige, reizende Form: und welcher Unparteiische dürfte verkennen, daß die Franzosen des zweiten Kaiserreiches nach dieser Seite hin die reiche Erbschaft ihrer Literatur, wenn nicht vermehrt, so doch angetreten und geschickt verwaltet haben! Der überwältigende Einfluß der Hauptstadt, sonst vielfach so verhängnißvoll, ist ihnen hier ein unschätzbarer Vortheil. Gottschall, in seiner inhaltreichen und eingehenden Schrift über Paris unter dem zweiten Kaiserreich*), hebt sehr mit Recht die sichere, feine Technik, die feste Ueberlieferung der Pariser Bühne hervor, im Gegensatz gegen die zerfahrenen Experimente unserer meist isolirten, von der Gesellschaft fast abgeschnittenen Dramatiker, mit deren Jedem, so zu

*) Portraits und Studien Thl. 3. 4. Leipzig. Brockhaus 1871. Wir empfehlen diese ebenso geistreiche als fleißige Darstellung Jedem, der sich für diese Dinge interessirt.

sagen, die Geschichte der dramatischen Formen von vorne beginnt. Auch das Andere ist zu unterschreiben, was er den Franzosen des zweiten Kaiserreichs nicht geschmälert sehen möchte: ihre feine Fühlung mit der geistigen Atmosphäre ihrer Gesellschaft, und zwar dieser ganz bestimmten, charakteristischen Gesellschaft, in welcher und für welche sie schreiben. Denn die Darstellung des rein Menschlichen, welches keiner und allen Zeiten angehört, ist entweder ideal oder — trivial, und wem die Kraft des Idealen nicht innewohnt, der wird wohlthun, sich in der Mittelsphäre des Charakteristischen, social und volksthümlich Bestimmten zu halten, dem die Gegenwart angehört. Wir schelten unsere Theaterdirectoren, wenn sie sich gegenwärtig von den Sardou, den Dumas grobe Abweisungen holen und diesen Herren Gelegenheit zu billiger Reclame gewähren. Sie verdienen es ebenso sehr und ebenso wenig, wie ihre Vorgänger den Hohn der Romantiker wegen ihrer Vorliebe für Kotzebue. Was ist da zu machen? Der Pferdehändler wird dem lebendigen, fehlerhaften Pferde vor dem fehlerlosen todten immer den Vorzug geben: und lebendig waren und sind diese Pariser, spannend, aufregend, unterhaltend, denn in ihren Stücken pulsirt das Blut einer mächtig entwickelten, in festen Formen mit vollendeter Sicherheit sich bewegenden Gesellschaft. Auch sind sie mit Nichten sämmtlich und überall die Dolmetscher des gemeinen

Materialismus. Ponsard und Augier zumal sind mit dem Troß der imperialistischen Modedichter keineswegs zusammen zu werfen. Ponsards Versuche freilich, den classischen Styl und die Tragödie wieder zu Ehren zu bringen, mußten unfruchtbar bleiben. Sie nahmen ein Ende mit der Künstlerin, welche diese antiquarische Laune veranlaßt hatte. Aber als unabhängiger, rechtschaffener Mann und als Sittenmaler seiner Epoche hat der Dichter Anspruch auf die volle Achtung jedes Wohlgesinnten, wenn wir uns auch über die Tragweite seiner Satire nicht täuschen können. Die Börsenschwindler des Kaiserreichs wurden durch l'Honneur et l'argent und la Bourse ebensowenig ins Herz getroffen, wie die sittenlose Halbwelt durch Dumas Diane de Lys, durch die Dame aux camelias und die Filles de marbre. Dafür sind die Vertreter der geistigen Gesundheit auch bei Ponsard überall zu phrasenhaft, schattenartig, zu gemacht, die der socialen Krankheit zu natürlich und lebendig dargestellt, als daß man in diesen und ähnlichen Leistungen der fremden Dichtung wirkliche Anzeichen wiederkehrender nationaler Gesundheit begrüßen dürfte. Dasselbe gilt von dem fruchtbaren, formgewandten Augier, der gar in seinen spätern Stücken (le Mariage d'Olympe 1855, les Lionnes pauvres 1858) ungescheut dem realistischen und lüsternen Zeitgeschmack opferte, als er merkte, daß seine wohlge-

meinten und treu ausgeführten Verherrlichungen der bürgerlichen Tugend (z. B. Philiberte 1853, l'Homme de bien 1845, Gabrielle 1849, le Gendre de M. Poirier 1855, la Pierre de touche 1853) gegen die Tagesströmung nicht mehr aufkommen konnten. Unter den Erzählern ragen Octave Feuillet und Cherbuliez, neben George Sand, als talentvolle, gewissenhafte Charakterzeichner und durch Erfindungskraft hervor. Sie dienen keineswegs dem gedankenlosen Sinnenkitzel und machen nicht ohne Grund Ansprüche auf künstlerische, wenn auch nicht gerade sittliche Gediegenheit. Aber über die Darstellung psychologischer Absonderlichkeiten kommen auch sie nicht hinaus, und Cherbuliez ist in neuester Zeit gar von einem nationalen Fanatismus beschränktester Sorte ergriffen worden, über den man sich bei dem in Deutschland gebildeten protestantischen Schweizer-Franzosen billig verwundern muß. Er könnte sein schönes Talent wahrlich für seinen bleibenden Ruhm besser verwenden, als zu perfiden Schmeicheleien gegen den deutschen Particularismus, und zu den plumpen Verleumdungen Preußens, von denen seine letzten Arbeiten überfließen. Um es kurz zu sagen: die französische Dichtung hat während der „Waffenstillstandsperiode" des zweiten Kaiserreiches keineswegs immer und ausnahmslos dem goldenen Kalbe gehuldigt. Ihre beiden eigenthümlichsten Vorzüge, Erzählertalent und dramatisches Geschick, sind

ihr nicht abhanden gekommen. Sie hat die Ueberlieferungen des vierten und fünften Jahrzehntes leidlich weitergeführt und ist sowohl durch Talente als durch respectable Charaktere vertreten. Aber dem Allem fühlt man an, daß es neben dem großen Zeitstrom sein Dasein fristet, oder mühselig genug und ohne rechte Begeisterung gegen ihn ankämpft. Diese ganze honette Literatur des zweiten Kaiserreiches, die Ecole du bon sens, wie man sie wohl genannt hat, verfügt nicht über den unwiderstehlichen Aufschrei der Natur, der die Herzen bezwingt, weil er vom Herzen kommt. Es sind Nachklänge einer verschwindenden, oder erste Versuche einer sich bildenden Welt; sie kommen nicht aus dem Mittelpunkte des Lebens, nicht aus der Tiefe der Gesellschaft, und so wird ihre Stelle auch künftig nur unter den Decorationen, nicht unter den bewegenden Kräften dieser Epoche angezeigt sein. Daß der leidenschaftliche Aufschrei der Entrüstung, der Rache aus den Reihen der besiegten Partei noch viel weniger wirkte, darf kaum gesagt werden. Victor Hugo mochte alle Theaterblitze seiner Phraseologie gegen „Napoleon den Kleinen" entsenden. Seine Verwünschungen mochten das Grausenhafte bis zur äußersten Grenze steigern; er mochte noch so verführerisch die Segnungen der Republik ausmalen, die ohne den 2. December unfehlbar gekommen wären. Damit stempelte er die royalistische Majorität der gesprengten Versammlung nicht zu Republikanern, ihre

schwachen, boshaften Intriguen nicht zu Heldenthaten, und die nur zu bekannten Gelüste der Rothen nicht zu Kundgebungen stoischer Tugend. Der Kaiser hätte es nicht nöthig gehabt, die Châtiments und Napoléon le Petit zu verbieten. Die Maßlosigkeit des Gegners und das Ruhebedürfniß der Massen führten seine Sache besser als die Polizei.

Aber eine Bewegung ganz anderer Art, als die Wuthausbrüche und Anklagen der Verbannten begann wenige Jahre nach dem Staatsstreiche erst leise und vereinzelt, wuchs dann, während des siebenten Jahrzehntes, an Stärke und Tiefe, und bedrohte mehr und mehr die Grundlagen des napoleonischen Systems. Sie wurde in ihren Anfängen wenig beachtet und häufig, zumal im Auslande, gemißdeutet und verkannt. Als dann die Zeit kam, da sie Früchte tragen sollte und konnte, ist ein schicksalsschwerer Sturmwind dazwischen gefahren, und hat die aufleebende Hoffnung der Wohldenkenden grausam getäuscht. Um so mehr ist es Pflicht des unbefangenen Betrachters, in diesen Dingen das Zufällige und Wesentliche zu sondern, und in bedachtsamer Würdigung des Vergangenen die Anhaltpunkte für Erwägung der Möglichkeiten einer vielleicht nicht so fernen Zukunft zu finden. Nicht jede Saat geht im Schneetreiben des Nachwinters zu Grunde, und wo der Beobachter menschlichen Thuns und Treibens einen lebensfähigen Keim des Guten entdecken kann, ist ihm

diese Entschädigung für das traurige Geschäft der Todten- und Ruinenstatistik wohl zu gönnen, auf welche sein Tagewerk nur zu häufig hinauskommt.

Man hat viel über die akademischen Frondeurs gespottet, welche aus ihrem privilegirten Schmollwinkel am **Pont des Arts** den Kaiser mit Anspielungen und Demonstratiönchen neckten, und sollten sie darüber mit ihrer eigenen Vergangenheit und ihren eigenen Grundsätzen in die Brüche gerathen. Dieser Spott ist nicht immer unverdient gewesen. Wahrlich, wenn Guizot und Lacordaire, der Calvinist und der Mönch sich Elogen sagten, wenn Cousin, der Eklektiker, wir hätten beinahe gesagt, der Kantianer, sich in die Herrlichkeiten des großen classischen Jahrhunderts der Legitimität vertiefte, wenn die Freidenker mit dem Papst liebäugelten um den Verbündeten Victor Emanuel zu ärgern, so konnten die Hüter des Kaiserreichs ruhig schlafen. Von diesen harmlosen Exercitien der alten Parteien und ihrer Veteranen hatten die Einen Nichts zu hoffen und die Andern Nichts zu fürchten. Sie hatten noch weniger zu bedeuten, als Victor Hugo's hirnbetäubende Rodomontaden. Aber daneben und darunter regte sich eine Kraft, mit der das Kaiserreich früher oder später hätte rechnen müssen, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, ohne gewaltsame Störung ihr Werk noch einige Jahre zu fördern. Der wissenschaftliche Geist Frankreichs hat in jenen trüben, bangen Tagen einen sichtlichen Anlauf

genommen. Es hat sich in nicht gar zu engen Kreisen eine Rührigkeit, ein Lerneifer und eine Lernfähigkeit gezeigt, die wohl ein besseres Schicksal verdient hätten, als es der gräuliche Hexensabbath dieser letzten Jahre ihnen, hoffentlich nicht endgültig, bereitet hat. Wir sprachen oben von dem schönen geistigen Aufschwunge des dritten Jahrzehntes, dann auch von der bedenklichen Einwirkung der Julirevolution auf die jungen, ruhmvollen Pflegestätten der neuen Erkenntniß. Die Aemterjagd der Gelehrten und Schriftsteller, das Herabsinken der Geistesarbeit zum Werkzeuge politischen Ehrgeizes hatten gewiß ihren reichlichen Antheil an der Ernüchterung und Erschlaffung, in welcher der Handstreich der Februarrevolution die französische Gesellschaft überrascht hat. Da sollte es denn doch aber auch nicht übersehen und vergessen werden, daß sie fast Alle, so viele ihrer waren, die Veteranen der französischen Wissenschaft, im Unglück die Kraft und den Stolz wiedergefunden haben, zurückzukehren in ihre vereinsamten Bibliotheken, an ihre Schreibtische, in ihre alte Unabhängigkeit, daß kaum Einer oder der Andere das Brod des neuen Cäsar gegessen hat, und daß sie nicht ohne Erfolg und nicht ohne Ruhm die alten Waffen wieder ergriffen und die alte Fahne wieder aufgepflanzt haben. Den erfreulichsten und kräftigsten Aufschwung nahmen, kein schlechtes Zeichen, die historischen Studien. Eine ganze Welt, zu großem Theil neuer Erkenntniß

eröffnete sich den französischen Lesern, als wenige Jahre nach dem Staatsstreich (1856) Tocquevilles abschließende wissenschaftliche That, das Werk über das Ancien Régime erschien. Schon hatte dieser vorurtheilsfreie und scharfsinnige Forscher durch seine Untersuchungen über amerikanische Zustände, während der Julíregierung, die politischen Anschauungen der auserwählten französischen Kreise mächtig gefördert. Er hatte die nahe Verwandtschaft des Despotismus und der reinen Demokratie richtig erkannt, in beredten Schilderungen die Segnungen der Selbstverwaltung, der mühe- und opfervollen Ausübung bürgerlicher Rechte als das einzig wirksame Gegenmittel gezeigt. Jetzt führte er den kühnsten Streich gegen die Mauer der französischen Vorurtheile, welchen seit dem Hingange der Staël ein Franzose dieses Jahrhunderts gewagt hat. Er zeigte die tiefe innerliche Verwandtschaft der Revolution und des alten, despotischen Königthums, zeigte, daß mit den vielgerühmten Prinzipien von 1789 auf politischem Gebiete nur der Inhaber, nicht die Natur der Staatsmaschine sich geändert hatte, zeigte die Alles regelnde Regierung, die für das Land denkende und beschließende Hauptstadt, (diese Ideale des Herrn Thiers und seiner Zunft) als die äußerste Gefahr für die Freiheit, ja für die Sicherheit des Landes. Aehnliche Wege, wenn auch nicht mit dieser Klarheit und Sicherheit, gingen Duvergier d'Hauranne in der Geschichte der parlamentarischen Regierung, Jules de Lasteyrie in der Geschichte

der französischen Freiheit. Der Haß gegen den Kaiser immerhin, aber auch ein achtbares Gefühl für die Berechtigung der Thatsachen und der historischen Wahrheit führten Quinet und Charras in ihren Schilderungen des Feldzuges von 1815 die Feder. Amédée Thierry fuhr fort in seinen feinen und anmuthigen Schilderungen altrömischer und byzantinischer Dinge, wobei dann manches Auge für die Zustände des zweiten Kaiserreiches sich schärfte. Taine in seiner Geschichte Elisabeths und in seinen Kritiken versuchte sich in der naturwissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung der neuesten englischen Schule; der alte Barante setzte den ersten Vorkämpfern verfassungsmäßiger Freiheit in Frankreich, den treuen Arbeitern und Märtyrern der zwanziger Jahre, in seinen biographischen Studien gediegene Denkmäler, und den beredtesten Advocaten und Schilderer fand germanische Freiheit, Selbstregierung, Bürgertüchtigkeit in Laboulaye's Darstellungen amerikanischer Zustände. Seine Geschichte der Vereinigten Staaten, schon unter der Juliregierung begonnen, aber erst in den fünfziger Jahren veröffentlicht, verdient vollauf die ehrenvolle Einführung, welche sie von keinem Geringern als Bluntschli in Deutschland erfahren. Sie führt wieder einmal für Jeden, der es noch nicht wissen sollte, den Beweis, daß es Nichts auf sich hat mit den hochtrabenden Redensarten mancher „bescheidenen" Deutschen von der Unfähigkeit der Romanen, speciell der

Franzosen, für das Verständniß der Freiheit. Nicht die Intelligenz trennt die Völker, sondern die Leidenschaft und die Vorurtheile, welche diese schafft und nährt. Der „Gedanke" hat Gott sei Dank! keine Race und kein Vaterland. Er ist menschlich, und es stünde schlimm mit unserer Entwickelung, wenn dem anders wäre. Daß an Laboulayes neuesten und verbreitetsten Kundgebungen, Paris in Amerika und Prinz Pudel, französische Leidenschaft und Phantasie so gut ihren Antheil hat, als menschliches Denken und Erkennen, das wären wir die Letzten zu leugnen. Der Verfasser glaubte die bittere Medizin, die Satire französischer Carriere-Macherei, philiströser Selbstsucht und hohler Eitelkeit nicht ohne eine gute Dosis Schmeichel-Zucker vorsetzen zu können; ja, man wird ihm schwerlich sehr Unrecht thun, wenn man ihn selbst für keinen abgesagten Feind solcher Süßigkeiten hält. Bei alledem enthalten beide Büchlein eine herrliche Aussaat gesunder Gedanken, welche eine günstigere Keimzeit wohl verdient hätte. — Auch der Erforschung des Geisteslebens der Völker, des Auslandes und der Franzosen, hat der sichtlich wachsende Erkenntnißtrieb des letztern Jahrzehntes sich mit Eifer und Erfolg zugewandt. Villemain, Guizot, Ampère, Quinet, Planche haben treffliche Nachfolger gefunden. Wer neuere literarhistorische Werke von Franzosen in die Hand nimmt, etwa die Arbeiten von St. Beuve, von Géruſez, Demogeot, Taine, Taillandier, Réville, Monté-

gut u. a., muß über den Fortschritt erstaunen, welchen das Verständniß des geistigen Schaffens und Wirkens bei unsern Nachbarn gemacht hat. Der von der Staël am Ende des vorigen Jahrhunderts mit sicherer Divination angezeigte Weg ist nicht unbetreten geblieben. Die Werke des Genius sind auch für die Elite der französischen Denker nicht mehr das Spielwerk müssiger Stunden, das gefällige, glänzende Erzeugniß einer willkürlich spielenden Phantasie. Auch sie wissen sie zu verstehen und zu deuten als die lehrreichste, verständlichste Offenbarung des in der Geschichte der Völker waltenden Geistes. Ja, es will uns scheinen, als wahre man sich hie und da selbst nicht mehr sorgfältig genug vor dem andern Extrem, welches die Freiheit des Geistes leugnet und die Geschichte in Naturgeschichte verwandelt. Mit Energie und Talent vertreten, wie man weiß, Comte und sein Schüler Littré diese modernste Richtung. Man mag sie bestreiten. Um ihretwillen aber über französischen Unglauben den Stab zu brechen, würde uns Deutschen am schlechtesten anstehen, denn sie ist, gerade wie der Sensualismus des achtzehnten Jahrhunderts, mit Nichten französischen, sondern germanischen, deutschen und vornämlich englischen Ursprungs. Es muß überhaupt gesagt und betont werden: Ein Strom deutschen, englischen, amerikanischen belebenden Einflusses, wie Frankreich ihn noch nie früher empfunden, geht durch das siebente Jahrzehnt dieses Jahrhunderts.

Es ist der deutsche Gedanke, der in dieser ganzen eifrigen Geistesarbeit gährt, wühlt, in das celtisch-romanische Wesen sich einbohrt, ein kühner und gewaltiger Pionier der Freiheit und des Lebens auf jenem so lange, so hart bestrittenen und nach vorübergehenden Erfolgen immer wieder von Rom behaupteten Boden. Deutsche Gedanken nehmen in Renans rhetorisch-sentimentalen Schilderungen und Phantasien französische Geberde und Tracht an, (diesmal zu Niemandes Vortheil). Deutsche Wissenschaft nährte zwischen den Jahren 1860 und 1870 zu großem Antheil die französischen Revuen; Studien deutscher Verhältnisse, und darunter solche von feinster, schärfster Auffassung, waren zum stehenden Artikel z. B. in der **Revue des deux Mondes** geworden; Neffzers **Revue Germanique** erschloß deutsche Wissenschaft in vollem Ergusse den französischen Lesern, die **Revue critique** vermittelte eine fortlaufende Erkenntniß unserer Geistesarbeit; unsere wissenschaftlichen Werke nicht nur, auch unsere Romane und Novellen (wenn auch, aus guten Gründen, noch nicht unsere Dramen) wurden so häufig und häufiger ins Französische übersetzt, als die französischen ins Deutsche. Des Kaisers Freihandels-System, die Aufhebung der Paßscheerereien, die alle Jahre sich zauberhafter entfaltenden Wunder des neuen Paris thaten das Ihrige, die Intimität der beiden Völker zu vermitteln und zu stärken. War es sanguinischen Beobachtern zu verden-

ken, wenn Angesichts dieser Dinge wieder einmal die alte tröstende Hoffnung sich regte? wenn die Krönung des Gebäudes trotz alledem und alledem sich als Fata Morgana am Horizont der Zukunft erhob?

Freilich, wer schärfer zusah, hörte schon seit Jahren durch den fröhlichen Lärm der internationalen Arbeit und der internationalen Genüsse hindurch den ehernen Schritt des Verhängnisses. — Wie und warum dies dann hereinbrechen mußte, unaufhaltbar, tragisch, ein wahres Gottesgericht, das ist wohl der Mühe werth, einen Augenblick zu erwägen.

Wir betrachteten die Wirksamkeit des Kaisers vorhin von der Seite, welche sie mit dem System seines Oheims, mit dem alten, geschickten, skrupellosen Tyrannen gemein hat. Erst schrecken, betäuben, niederwerfen, dann schmeicheln, kitzeln, bestechen; den Bauch ins Feld führen gegen den Kopf, den Geldbeutel gegen das Gewissen; das nothwendige Schlimme schnell und auf einmal thun und nachher durch Großmuth versöhnen: es ist das alte Recept des Macchiavelli, und die Usurpatoren aller Zeiten haben nicht auf Macchiavelli gewartet, um es anzuwenden und es probat zu finden. Dem ersten Napoleon hat das alte Hausmittel bis auf den letzten Augenblick ganz und voll seine Dienste gethan. Nicht sein System hat ihn gestürzt, sondern seine unbändige Leidenschaft, die gegen das Unmögliche anstürmte. Von dieser Leidenschaft hat der Mann

von Chislehurst, wie man weiß, Nichts zu fürchten gehabt. Sein Ehrgeiz wußte sich sehr zu beschränken, er kannte keine Rachsucht; er hat 1859 gezeigt, und nicht nur damals, daß er unter Umständen eine große Hoffnung aufgeben konnte, um einen mäßigen Gewinn sich zu sichern. Es ist sehr die Frage, ob er eine bewußte und absichtliche Unwahrheit aussprach, als er 1851 die Schiffsrheder und Weinhändler von Bordeaux durch das berüchtigte „l'empire c'est la paix" in Entzücken versetzte. Jedenfalls hat er uns Deutschen zweimal, 1864 und 1866 thatsächlich bewiesen, daß der Krieg gegen Deutschland, oder auch nur die Revanche an Preußen, nicht in seinem System lag. Als die Holsteinische Frage zum Austrag kam, war es nicht der Napoleonide, sondern das stammverwandte, germanische England, das den Krieg gegen uns plante und schürte. Nicht der napoleonische Senat, sondern das englische Oberhaus machte sich in tumultuarischem Jubelruf Luft bei der Nachricht von dem Seegefecht bei Helgoland, wie es ja 1871 dann auch wieder englische und amerikanische Kanonen und Gewehre waren, mit welchen Gambetta's Aufgebote gegen uns kämpften. Und als 1866 die preußische Armee in Böhmen und in Oesterreich stand, ist es zu nicht geringem Theil des Kaisers persönliche Abneigung gegen den Kampf mit Deutschland gewesen, welche den Frieden erhielt. „Man war nicht fertig," sagt man. Aber man wäre eben

fertig gewesen, wenn man den Kampf gewollt hätte. Die Gelegenheit war so günstig, wie sie der erste Napoleon nur jemals gehabt, und der Vorwurf, sie nicht benutzt zu haben, nicht bereit gewesen zu sein zum Zugreifen, lastet bis auf diese Stunde, unter allen, am schwersten auf dem Namen des Kaisers. Thiers und die Republikaner werden nicht müde, ihn gegen die Bonapartisten zu schleudern. Wir berühren hier den springenden Punct der Frage. Was den Kaiser gestürzt hat, und früher oder später ihn stürzen mußte, das waren nicht nur seine Fehler, sondern ebenso seine Vorzüge, es war die Zweitheiligkeit seines Wesens, der Widerspruch seiner Ueberzeugungen und Sympathieen gegen wesentliche Theile der, von den Verhältnissen ihm gebotenen und von seiner Selbstsucht gewählten Rolle. Es fehlte ihm jene strenggeschlossene Beschränktheit, jene starre, großartige Einseitigkeit, auf der oft genug ein guter Theil der Heldenstärke beruht. So sind es denn zu nicht geringem Theile seine guten Eigenschaften gewesen, welchen die Vorsehung die Bestrafung seiner Frevel übertrug, und das mußte so sein. Dem Manne der Gewalt und des Eidbruches, dem Schmeichler der Gemeinheit, dem Verbündeten der Glücksritter, der Verschwörer und — der Pfaffen durfte es nicht gestattet werden, Gedanken der Civilisation, des Rechts, des Fortschrittes zur Ausführung zu bringen. Seine Laufbahn war in vieler

Beziehung die fortgesetzte Sünde gegen den heiligen Geist, für die es keine Vergebung giebt, das will sagen ein Handeln gegen die eigene Ueberzeugung. Darüber wurde seine Politik eine Geschichte der halben Maßregeln, der versäumten Gelegenheiten, der übereilten, schlecht vorbereiteten Entschlüsse. Man hat ihn mit Augustus verglichen, der seine Verbrechen als Prätendent erschöpfte, um als Regent durch seine Tugend in Erstaunen zu setzen. Aber der Vergleich paßt nicht. Augustus war ein Römer aus einem Stück; seine Weltanschauung war die seines Volkes. Seine Laster waren römisch und seine Tugenden auch. Aber Napoleon war stets nur ein halber Franzose. Er war Erbe und Vertreter eines Systems, welches er zum Theil übersah, das er im innersten Herzen nur halb adoptirte. Und diese Halbheit hat ihn gestürzt.

Daß hiemit keine sentimentale Reinwaschung des Decembermannes versucht werden soll, daß vor Allem seine gelegentlichen Freiheitsphrasen, sein Gerede vom Couronnement de l'édifice uns nicht mehr gilt, als andern nüchternen Leuten auch, bedarf nach allem eben Gesagten wohl keiner Bemerkung. Napoleons Verehrung vor dem System der bureaukratisch-militärischen Allgewalt war gewiß eine aufrichtige. Sie spricht aus seinen Jugendbekenntnissen wie aus den Thaten seine reifen Jahre. Dagegen fehlte ihm in seinem innersten Empfinden jener Cynismus der nationalen Selbst-

sucht, jener antik-römische Zug seines Oheims, der dessen Popularität in dem seit Jahrhunderten romanisirten Frankreich nicht zu geringstem Theile begründet hat. Seine deutsche Erziehung, die Erlebnisse seiner bewegten Jugend, vielleicht, (wenn die Fama Recht hat) ein germanischer Blutstropfen in seinen Adern, hatten ihm einen Zug des Weltbürgersinns, ein Verständniß für fremde Nationalitäten, für die Lebensfragen des Völkerverkehrs gegeben, welche zwischen seiner Art, die Dinge zu sehen und der seines Oheims, so wie der chauvinistischen Bornirtheit des Herrn Thiers und fast aller französischen Republikaner und Bonapartisten einen wahren Abgrund öffnet. Auf jeder Seite fast der Jugendschriften des Kaisers begegnen wir der eigenthümlichen Fiction, daß der erste Napoleon die Herstellung des Weltfriedens auf Grund der Freiheit aller Nationalitäten erstrebt habe, und daß er sie gegen die Kabinette und die Aristokratie durchgesetzt haben würde, wenn die bethörten Völker sich nicht zu Werkzeugen seiner Feinde hergegeben hätten. In dieser Aufnahme und Ausführung der Phantasmagorien von St. Helena liegt unserer Ansicht nach, wenigstens ebensoviel Selbsttäuschung als Lust, Andere zu täuschen: und diese Selbsttäuschung wurde durch die ganze Denkweise Napoleons III. bedingt. Kaum je hat ein französischer Geschichtsschreiber eine so unparteiische Würdigung und ein so feines Verständniß germanischer Menschen und

Dinge gezeigt, als er in seiner „Geschichte des Geschützwesens" und in seinen Abhandlungen über das preußische Heer- und Unterrichtswesen entwickelt. Welche Macht der Welt hätte z. B. Herrn Thiers, oder selbst Châteaubriand oder Lamartine zu dem Geständniß gebracht, daß während des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts die französische Infanterie gegen Reiterei und Geschütz absolut nicht Stand hielt, wenn sie nicht deutsche oder schweizerische Lanzknechte zur Seite hatte? Mit wie warmen und schönen Worten wird jener deutsche, anonyme Winkelried gefeiert, jener Lanzknecht, der bei Ravenna in Frankreichs Sold seinen Fahneneid mit dem Heldentode einlöste? Wie einschneidend ist die Kritik der brutalen Fanfaronaden des entarteten französischen Ritteradels im Kampf gegen die kernige altenglische Volkswehr, gegen die Bogenschützen von Crecy, Poitiers und Azincourt? Wieviel könnte Herr Thiers aus den Betrachtungen lernen, welche Louis Napoleon an die Schilderung der preußischen Landwehr und des preußischen Volksunterrichtes knüpft! Der Unabhängigkeitskampf Italiens ist mit den frühesten Abenteuern des Prinzen innig verwebt. In dem, was später geschah, 1859 und 1860, hat man lediglich die Furcht vor den Orsini'schen Bomben, resp. die Aufnahme der alten ehrgeizigen Politik gegen Oesterreich sehen wollen. Das ist doch wohl eine halbe, einseitige Auffassung und eine Ueberschätzung der Gewalt einer meuchelmör-

derischen Bande. Der ganze Verlauf der Begebenheiten zeigt den Kaiser vielmehr in verhängnißvoller Doppelstellung zwischen seinem Nationalitätensystem und zwischen den selbstsüchtigen Ueberlieferungen und Gelüsten der französischen Politik. Er will Neues und Ruhmvolles schaffen, und darf es mit den Leidenschaften nicht verderben, die sich an der Vergangenheit entzünden. Er trachtet nach moralischem Einfluß, kämpft, wie 1855 für eine Idee, und kann doch nicht umhin, der gierigen Eitelkeit seiner grande nation eine „Grenzberichtigung" zum Präsent zu machen. Er mag nachher Nichts gegen Cavour, Nichts gegen Garibaldi ernstlich unternehmen; aber auf einer Seite drängen die schwarzen Beherrscher des „allgemeinen Stimmrechts," auf der andern declamiren und hetzen jene „Staatsmänner," Herr Thiers an der Spitze, in deren Augen Frankreichs Heil auf der Zwiespältigkeit Italiens und Deutschlands beruht: und so beziehen denn die französischen Zuaven die Wache in Rom und erproben bei Mentana später die „Wunderkraft" ihrer Chassepots. Dieselben Gegensätze durchziehen die innere Verwaltung des Kaisers. Er centralisirt und bevormundet, trotz Richelieu und Ludwig XIV. Er hat keinen Platz für das freie Wort, den selbstständigen Gedanken, in der Vertretung des Volks, unter den Führern der Jugend. Aber seit des großen Sully Tode hat kein französischer Staatsmann auch nur annähernd so rich-

tige Vorstellungen von der Natur der nationalen Arbeit, von den Segnungen des freien Verkehrs gehabt. Er ist in England zum Anhänger des Freihandels geworden, wie ihm in Deutschland das Verständniß der Volksbewaffnung und des Volksunterrichts aufging. Und so hebt er den Paßzwang auf, vervielfältigt die Verkehrsmittel, öffnet die Grenzen, wie kein französischer Staatsmann vor ihm, dem Völkerverkehr. Und man weiß, mit welchem Erfolge! Frankreich ist noch heute notorisch ein reiches Land, trotz der Kriege und der Verschwendung und trotz der fünf Milliarden; und einen guten Theil seines enormen gewerblichen Aufschwunges, seiner Handelserfolge, seiner mächtigen materiellen Culturentwickelung überhaupt, dankt es der Fürsorge des Kaisers. Es will immerhin Etwas sagen, wenn die Zahl der Sparkassen sich in den 7 Jahren von 1862 bis 1869 von 2000 auf 4118 mit 534,233 Theilnehmern erhob, wenn die Ausfuhr, allein nach dem deutschen Zollverein, zwischen 1840 und 1862 von 77 Millionen auf 233 Millionen stieg. Das Handelssystem des Kaisers wird selbst den beschränkten Vorurtheilen des Herrn Thiers und seiner Schutzzöllner so leicht nicht weichen; und mag seine Sorge für Verschönerung der Städte, für gute Arbeiterwohnungen, Asyle, unentgeltliche Badeanstalten egoistisch und berechnet genannt werden: auf alle Fälle ist sie vielen Hunderttausenden zu Gute gekommen und vertritt einen

Culturfortschritt, den wir erst noch zu machen haben. Gleichzeitig legen seine Unterrichtsminister, M. Duruy, M. Fortoul die erste Bresche in das Jesuiten-System der Lyceen, machen Versuche, (wenn auch noch schwache) sachliches Erkennen, Anleitung zur Beobachtung und zum selbstständigen Denken an Stelle der rein formalen rhetorischen Abrichtung treten zu lassen. Man nimmt einen Anlauf zur Emancipation des weiblichen Unterrichts von dem Kloster; man setzt einen großen Apparat populär-wissenschaftlicher Vorträge zur Verbreitung allgemeiner Bildung in Bewegung. Die französische Sprache bereichert sich um die Ausdrücke Conférence und Conférencier. Das Alles aber sind amerikanische, englische, deutsche Bildungsfactoren, und man bemerkt nicht, oder bemerkt zu spät, daß man solche Kräfte nicht trennen kann von dem großen Princip der sittlichen Freiheit, welches sie erzeugt hat, und welches allein die Macht hat, die Bewegung in heilsame, schöpferische Bahnen zu weisen. Dieselbe verhängnißvolle Halbheit durchzieht die zuletzt eigentlich entscheidende Sphäre, das Verhalten des Kaisers zu dem Lande seines Verhängnisses, zu Preußen. Wir haben bitter gelacht, als das Manifest von 1870 das napoleonische Wohlwollen für Deutschland betheuerte, als selbst von Wilhelmshöhe aus diese Phrase frisch aufgeputzt in die Welt ging, mit dem naiven Zusatz, „für uns freilich fängt Deutschland erst am rechten

Rheinufer an." Man schrie über Frechheit und Lüge. Die Bezeichnung „fixe Idee" wäre besser am Ort gewesen. Der Kaiser „lügt" nicht, wenn er Beanspruchung des linken Rheinufers mit seiner Freundschaft für uns vereinbar erklärt. Für ihn, wie für alle Franzosen, ohne eine einzige Ausnahme, sind die linksrheinischen deutschen Stämme, wie einst die Krieger des Ariovist, wie dann die Trevirer und Nervier, die Usipeter und Tenchtherer mit denen Cäsar kämpfte, lediglich fremde Eindringlinge auf gallischem Boden. Die romanisirten Celten sind dort die Hausherren. Was zu ihnen kommt, muß ihnen sich fügen, wie die Wenden und Polen westlich der Oder sich den Germanen fügten. Was aber den Kaiser von den gemeinen französischen Chauvins schied und scheidet, das ist seine innere und ehrliche Anerkennung der deutschen Culturmission, sein Glaube an die Möglichkeit des Friedens zwischen einem bis an den Rhein vergrößerten Frankreich und einem geeinigten Deutschland. Diese verhängnißvolle Täuschung, wenn wir nicht sehr irren, hat einen sehr großen Antheil an den seltsamen Mißgriffen seiner letzten Jahre. Es wäre 1866 nur auf uns angekommen, das ganze Deutschland gegen das linke Rheinufer und Belgien einzutauschen. Diese Hoffnung hielt das französische Schwert in der Scheide. Ein gewöhnlicher Schüler und Nachahmer Richelieu's, wie Herr Thiers, hätte ihr niemals Raum gegeben.

So trieb die kaiserliche Galeere zwischen der Doppelströmung der napoleonischen Blut- und Gewalt-Ueberlieferung und der überall lähmend, retardirend eingreifenden persönlichen Anschauung und Stimmung des Kaisers auf die Brandung zu. Die Zugeständnisse an die Mächte der Freiheit und Bildung, halb und widerspruchsvoll wie sie waren, hatten sich nur verderblich erwiesen. Der Freihandel entfremdete die Sonderinteressen der Bourgeoisie ohne das Volk der großen Städte zu gewinnen. Die Lockerung der Censur, die Zurückgabe der Versammlungs- und Redefreiheit gab nur dem schnöden, frechen Demagogenthum der Rochefort und Consorten Raum. Denn theils hatte der schöne, wissenschaftliche Aufschwung der höheren Kreise noch nicht Zeit gefunden, auf die Mittelclassen zu wirken, theils waren seine Träger durch die Vergangenheit und die Bundesgenossen des Kaisers ihm für immer entfremdet. Und da ersah sich denn das Schicksal seine dunkle Stunde, um auch die unberechenbaren Gewalten, welche unsere Unkenntniß den „Zufall" nennt, mit der ganzen Hoheit und Furchtbarkeit des antiken Fatums gegen das Haupt des Verurtheilten loszulassen. Krankheit und Körperschmerz mußten seine Kraft, seine Wachsamkeit lähmen. Preußische Erfolge, wie ein ganz ausnahmsweises Zusammentreffen menschlicher Tüchtigkeit und günstiger Umstände sie möglich machte, mußten den schlimmsten Leidenschaften

des Pariser Demagogenthums (wir sprechen absichtlich nicht von der durchaus friedliebenden Mehrheit der Provinzbevölkerung) theils Vorwände, theils wirkliche Reizung bringen. Und diese wahrhaft todesschwangere Conjunctur mußte der Wahnsinn des schwarzen Hauptquartiers in Rom sich ausersehen, um den lange geplanten Schlag gegen das Herz der germanischen Welt zu führen, d. h. Frankreich in unsere Bayonnette zu jagen. Es ist jetzt eine bekannte Thatsache, daß man auf dem Concil von dem Kriege gegen Preußen als einer sicher bevorstehenden Thatsache sprach, als noch von der Hohenzollerschen Candidatur garnicht die Rede war. Und wenn man dies nicht wüßte, so wäre der Ursprung des Krieges darum doch nicht zweifelhaft. Die rothen Demagogen haben gereizt und verwirrt, die „liberalen" Staatsmänner vom Schlage des Herrn Thiers haben, ohne an das Schlimmste zu denken, schadenfroh das Feuer geschürt, der Ausschlag aber kam von dem Centralheerde der völkerverderbenden Gluth! Mag die feindselige Abstimmung der großen Städte, die zweifelhafte der Armee (40,000 Stimmen gegen den Kaiser, beim letzten Plebiscit im Mai 1870) das Spiel der Kriegspartei erleichtert haben. Den Ausschlag gab notorisch die ultramontane Umgebung der Kaiserin; und die Haltung, welche die Ultramontanen während des Krieges in Süddeutschland, im Elsaß und überall sonst gegen uns einnahmen, sagte das Uebrige.

Rom war uns eine Genugthuung schuldig und es hat sie uns vollwichtig gegeben. Es hat einst die Jugendzeit unseres Volkes verwirrt und getrübt, es hat uns dann, in der Fülle unserer Kraft, auf das Siechbett zweier Jahrhunderte geworfen, es hat unsern Feinden den Weg in unsere Städte, in unsere Rathsversammlungen, in unsere Familien gewiesen. Es war ein Paarmal nahe daran, uns zu vernichten. Es hat jetzt unsern Erbfeind bethört, daß er das Schicksal herausforderte, von Hochmuth und Unwissenheit doppelt geblendet, um uns zum vollständigsten, vernichtendsten Siege zu zwingen, zur unlöslichen Festigung unserer Einheit mit dem „ganz besondern Saft", aus dem die Weltgeschichte ihren festesten Mörtel bereitet.

So gewaltigen Dingen gegenüber wagt sich die Frage: Mußte das unter allen Umständen so kommen? und hätte es nicht besser kommen können? nur schüchtern heraus. Sie scheint müssig und kann nur schwer den Schein der Anmaaßung vermeiden. Und dennoch: Wer die französische Geistesbewegung seit dem italienischen Kriege verfolgt hat und jetzt einen Blick auf die Dinge dort drüben wirft, wird der Erwägung des schweren, furchtbaren Preises, den diese Erfolge gekostet haben, sich nicht erwehren können. Das Schlimmste sind nicht die hingemähte Jugend beider Länder, der zerstörte Besitz, die Thränen der Wittwen und Waisen. Die Todten ruhen, der Frühling bringt neue Saaten,

die Arbeit giebt neues Gedeihen. Aber wer bestellt und befruchtet so bald wieder die verwüsteten Felder der geistig-sittlichen Arbeit! Wer bannt die Dämonen der rasenden Leidenschaft, des Hasses, der Rache, des culturfeindlichen Fanatismus, die dieser Völkerkampf entfesselt hat! Was sich seit dem Kriege in Frankreich begiebt, gehört für uns zu den allertraurigsten Erfahrungen der ganzen Geschichte. Fast zwei Jahre sind seit dem Frieden vergangen. Die Vertreter des Volkes haben getagt und tagen. Sie tagen unter dem doppelten Eindruck der Niederlage und eines scheußlichsten Ausbruchs der alten innern Krankheit, des von der Revolution großgezogenen Geistes der gewaltthätigen Selbstsucht. Und ihre Sitzungen sind eine permanente Verschwörung unter dem Vorsitze dieses nämlichen, nur in andere Formen gekleideten Geistes. Keine Reform kommt zu Stande, die Herrschaftsfrage erfüllt nach wie vor einzig die Herzen, und man ist nur einig, einig mit sich, mit der Presse, mit allen öffentlichen Kundgebungen des Lebens in dem Feldzuge der giftigen, rand- und bandlosen Schmähung gegen die Sieger des Schlachtfeldes! Es wird da eine Saat der Verbitterung, der Bethörung, des Hasses, der Verleumdung gesät, an deren Aufgehen man nur mit Grauen denkt. Die tolle Leidenschaft, die verletzte Eigenliebe redet, schreit, rast, bis zur Betäubung. Wir haben das Schauspiel einer bis zur Unzurechnungsfähigkeit von der Tagesstimmung, von

der Modephrase geknechteten Literatur: der Literatur eines so reich begabten, von dem Kriege in so schöner und tüchtiger Arbeit überraschten Volkes. Es ist damit eine Lücke in das europäische Geistesleben gerissen, auf die wir mit jeder andern Empfindung eher blicken dürfen und müssen, als mit Schadenfreude und Hohn. Lüge steckt an, Verleumdung ist die Mutter vielleicht des nachhaltigsten, giftigsten Hasses. Ueberhebung fordert die Ueberhebung heraus. Das sind aber drei böse Furien, Niemandes Freundinnen, am wenigsten des Deutschen. Gegen sie gilt es in diesen Tagen der Versuchung das Herz zu verschließen, damit es rein und stark bleibe für den schweren größern und eben so ruhmvollen Kampf, der noch zu bestehen ist: den Kampf für die Befreiung des Staats und der Gesellschaft von den Uebergriffen der römischen Herrschsucht. Schon sind die Vorposten zusammen getroffen und ihre ersten Begegnungen sind uns nicht ungünstig gewesen. Wir vertrauen unserem gewaltigen Führer; aber wir vertrauen noch mehr unserer guten nationalen Sache und jener unwiderstehlichen germanischen Geistesströmung, die trotz alledem und alledem, seit drei Jahrhunderten von Rom sich abwendet und dem Ziele freier, sittlicher Menschlichkeit zustrebt. Wird einst die Stunde kommen, welche unsere westlichen Nachbarn in diesem Weltkampfe wieder an unserer Seite sieht? Es wäre, wie die Dinge heute stehen, sehr sanguinisch es

bestimmt zu bejahen. Aber die unbedingte Verneinung wäre einer Verurtheilung gleich, einer Verurtheilung Frankreichs zu der Rolle Spaniens und Mexico's. Solchen Ausgang möge der Lenker der Völker von Frankreich und von uns abwenden, uns aber gebe er, daß wir uns mäßig und nüchtern bewahren im Glück und in der Versuchung. Die Franzosen predigen heute den Haß. Sie wissen nicht, was sie thun. Auf alle Fälle soll ihr Haß bei uns stets der Selbstbeherrschung und der Gerechtigkeit begegnen, welche dem Sieger geziemt!

Druck von Robert Hüttig in Berlin, Sebastianstraße 76.